

MEDIEN

Forum für historische & Kommunikationsforschung

&
ZEIT

Am Anfang war der Schrei -
Leistungsmöglichkeiten der Historischen Kategorialanalyse

Die Wiederentdeckung der Sozialreportage in den 70er Jahren

Reality-TV

sowie
Notizen

2/95

Jahrgang 10

Wolfgang R. Langenbucher/Fritz Hausjell

Vertriebene Wahrheit

Wolfgang R. Langenbucher
Fritz Hausjell (Hg.)

VERTRIEBENE WAHRHEIT

JOURNALISMUS

AUS DEM EXIL

GÜNTHER ANDERS · ERICH FRIED
EGON ERWIN KISCH · ALFRED POLGAR · JOSEPH ROTH
LUDWIG ULLMANN · BERTHOLD VIERTTEL · U. A.

Ueberreuter

Die Anthologie „Vertriebene Wahrheit“ versammelt journalistische Arbeiten österreichischer Emigranten aus den Jahren 1934 bis 1945, geschrieben und erschienen in Frankreich, England, Israel, Mexiko oder den USA. Zwischen Verzweiflung und Resignation, Hoffnung und Haß werden die zentralen Themen der Emigranten angesprochen: Entsetzen über den „Untergang der Barbarei“, Versuche, eine Welt „danach“ zu entwerfen, Aufbau spezifischer Exilkultur, Rückkehr in die fremdgewordene Heimat.

Wolfgang R. Langenbucher/Fritz Hausjell

Vertriebene Wahrheit

430 Seiten, Leinen

öS 498,-

UEBERREUTER 

Inhalt

Am Anfang war der Schrei - Leistungsmöglichkeiten der Historischen Kategorialanalyse <i>Horst Jörg Haupt</i>	2
Die Wiederentdeckung der Sozialreportage in den 70er Jahren <i>Claudia Hefner</i>	13
Reality-TV <i>Herwig Walitsch</i>	25

Rubrik Notizen

Kommunikationstechnologien in Osteuropa. Entwicklungen der letzten fünf Jahre. <i>Johann Günther</i>	32
Rezensionen	37

Autoren und Autorinnen dieser Ausgabe

- Dr. Johann GÜNTHER (1949), Mitglied der Geschäftsleitung von Alcatel Österreich
- DDr. Horst Jörg HAUPT (1954), Psychiater und Kommunikationshistoriker
- Mag. Claudia HEFNER (1969), Absolventin des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Journalistin
- Mag. Herwig WALITSCH (1966), Germanist, freiberuflicher Wissenschaftler

Impressum

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK: Friedrich Randl (Obmann), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann-Stv.), Univ.-Doz. DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Gian-Luca Wallisch (Geschäftsführer), Judith Jungmann (Geschäftsführer-Stv.), Wolfgang Monschein (Kassier), Mag. Stefan Wallisch (Kassier-Stv.), Mag. Gerda Steimberger (Schriftführerin), Mag. Michaela Kraus-Lindinger (Schriftführer-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger, Dr. Hannes Haas, Dr. Fritz Haussjell, Mag. Claudia Hefner, Eva Kolblbacher, Claudia Würzinger

Druck:

Grobner Druck, 7400 Oberwart, Steinmangenerstraße 161

Korrespondenten:

Dr. Hans Bohmann (Dortmund), Univ. Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin), Prof. PhD. Ed McLuskie (Boise, Idaho), Dr. Robert Knight (London), Univ. Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig), Dr. Edmund Schulz (Leipzig), Prof. emer. Dr. Robert Schwarz (S. Palm Beach, Florida)

Redaktion:

Fritz Randl, Wolfgang Duchkowitsch

Lektorat:

Fritz Randl

Satz:

Herbert Himer

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (inkl. Versand): öS 48,-

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 165,-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 235,-

Studentenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): öS 120,-

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): öS 190,-

Bestellung an:

Medien & Zeit, 1014 Wien, Postfach 208
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“, 1014 Wien, Postfach 208;
Vorstand des AHK: Friedrich Randl (Obmann), Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann-Stv.), Univ.-Doz. DDr. Oliver Rathkolb (Obmann-Stv.), Dr. Gian-Luca Wallisch (Geschäftsführer), Judith Jungmann (Geschäftsführer-Stv.), Wolfgang Monschein (Kassier), Mag. Stefan Wallisch (Kassier-Stv.), Mag. Gerda Steimberger (Schriftführerin), Mag. Michaela Kraus-Lindinger (Schriftführer-Stv.), Dr. Norbert P. Feldinger, Dr. Hannes Haas, Dr. Fritz Haussjell, Mag. Claudia Hefner, Eva Kolblbacher, Claudia Würzinger

HORST JÖRG HAUPT

Am Anfang war der Schrei

Leistungsmöglichkeiten der
Historischen Kategorialanalyse von
K. Holzkamp für die historisch orientierte
Kommunikationswissenschaft (Einführung in
die historische Kategorialanalyse I)

Grundbegriffsvergeßlichkeit der Kommunikationswissenschaften

Am Ursprung jeder wissenschaftlichen Errungenschaft steht der Non-Konformismus. Die Fortschritte der Wissenschaft entspringen aus der Zweifracht. *Opportet haereres esse* (Févre 1988: 21).

so Lucien Févre 1933 bei seiner Antrittsvorlesung im College de France.¹

Doch wo finden sich die kommunikationshistorischen, non-konformistischen „Errungenschaften“ der letzten Jahre? W. R. Langenbuecher hat völlig recht: „Die diversen Geschichtswissenschaften und die Geschichtsschreibung haben Konjunktur (...), und noch immer ist die Kommunikationswissenschaft an dieser intellektuellen wie verlegerischen Konjunktur nicht beteiligt (Langenbuecher 1992: 8). Es fehlt, wie W. R. Langenbuecher einmal anmerkte, an „großen Würfeln“, an den „Synthesen“, die den kommunikativen Gesamtzusammenhang theoretisch abbilden und analysieren. Kommunikationswissenschaft bedeutet entweder bloße „Kärnerarbeit“ im „damals und dort“ oder „Zurücktragen“: Aktuelle „Theorien“ werden im Kostüm des historisch-empirischen Materials „verkleidet“.

Die Vorstellungen von den Leistungsmöglichkeiten kommunikationshistorischer Forschung sind begrenzt: Kommunikationsgeschichte soll „aus prognostischen Gründen“ (Saxer 1987: 78) oder zwecks „Erklärung der Gegenwart“ (Jagschitz 1987: 730; Langenbuecher 1987: 14) betrieben werden.

Ich meine, die Kommunikationshistoriker zeigen eine unangemessene Bescheidenheit. Sie könnten grundlegende Erkenntnisse zum Gegenstand der Kommunikation beitragen. Kommunikationsgeschichte kann das konkrete raum-zeitliche „So sein“ der Kommunikation analysieren, aber sie vermag auch Grundlegenderes zu bestimmen: Das Allgemeinste, was sich über Kommunikation sagen läßt, ist nämlich, daß sie sich entwickelt. Bei Dröge klingt dies an: „Für eine angemessene realitätsmächtige Theoriestrategie müssen

die Parameter der Veränderung selbst Gegenstand der Theorie sein“ (Dröge 1992: 12).

Daraus folgt: Kommunikationswissenschaft sollte (auch) die Veränderungslogik des Gegenstandes der Kommunikation herausarbeiten, erst dadurch wird der Gegenstand grundlegend bestimmbar, d.h. auf den Begriff gebracht.

Dies verweist auf ein Problem, das m.E. die traditionelle Kommunikationswissenschaft sträflich vernachlässigt: Das Problem ihrer (fehlenden) Grundbegriffe. Bisher nämlich verfährt sie „leibwissenschaftlich“ sensu Holzkamp: Sie bezieht ihre grundlegenden Begriffe aus Philosophie (Struktur, Funktion, System), Nachrichtentechnik (Kommunikator, Rezipient, Medium), Soziologie/Sozialpsychologie (Interaktion) oder anderen Wissenschaftsdisziplinen (Linguistik, Kybernetik): zu genuin eigenen Grundbegriffen ist sie bisher kaum vorgedrungen. Diese Grundbegriffsvergeßlichkeit (kein erstzunehmender Kosmologe oder Mediziner würde einen fachlichen Disput um Grundbegriffe seines Fachs durch vorwiegenden Rückgriff auf philosophische Grundbegriffe leisten wollen) hat fatale Konsequenzen: Sie ist m.E. wesentliche Ursache ihrer (permanenten) Krise. Denn: „Bei der Analyse der ökonomischen Formen kann außerdem weder das Mikroskop dienen noch chemische Reagenzien. Die Abstraktionskraft muß beide ersetzen“ (Marx 1962: 12).

Begriffe sind die entscheidenden „Denkwerkzeuge“ von Wissenschaftlern. Und um diese „Denkwerkzeuge“ der Kommunikationswissenschaft ist es traurig bestellt: Andere Wissenschaften (Medizin, Physik) können auf jahrhundertalte Grundbegriffs-Diskurse zurückblicken, diese Wissenschaften fassen die Grundbegriffsbildung auch als grundlegendes methodologisches Problem.

In der neopositivistischen Tradition der Sozialwissenschaft jedoch erscheint die Grundbegriffsbildung kein grundlegendes methodologisches Problem darzustellen. Popper notierte zur „Tätigkeit des wissenschaftlichen Forschers“: „Die erste Hälfte dieser Tätigkeit, das Aufstellen der Theorien, scheint uns einer logischen Analyse weder fähig noch bedürftig zu sein: An der Frage, wie es vor sich geht, daß jemand etwas Neues einfällt, (...) hat wohl die empirische Psychologie Interesse, nicht aber die Erkenntnislogik (...). Wir wollen also scharf zwischen dem Zustandekommen des Einfalls und den Methoden und Ergebnissen seiner logischen Diskussion unterscheiden und daran festhalten, daß wir die Aufgabe der Erkenntnistheorie oder Erkenntnislogik (im Gegensatz zur Erkenntnispsychologie) derart bestimmen, daß sie lediglich die Methoden zur systematischen Überprüfung zu untersuchen hat, der jeder Einfall, soll er ernst genommen werden, zu unterwerfen ist“ (Popper 1966: 6).

Andere „Individualwissenschaften“ wie die Psychologie weisen ähnliche Grundbegriffs-Defizite auf; hier finden sich auch theoretische und methodologische Anregungen und Ansätze, wie dem „Begriffsdilemma“ beizukommen ist.

In den 70er Jahren wurde in der Wissenschaftsdisziplin „Psychologie“ ein weitreichender Grundbegriffsdiskurs entfaltet - er ist mit dem Namen Klaus Holz-

¹ Die folgenden Ausführungen haben die Dissertation des Autors zur Grundlage (Haupt 1995). In zwei Folgen werden die wichtigsten Ergebnisse dieser Dissertation referiert. Teil I: *Am Anfang war der Schrei (Leistungsmöglichkeiten der historischen Kategorialanalyse von K.Holz-kamp für die historisch orientierte Kommunikationswissenschaft)*; Teil II: *Methodologische Folgerungen*.

kamp und seinen Mitstreitern innerhalb der sich inzwischen auch international formierenden „Kritischen Psychologie“ verbunden. Insbesondere in Klaus Holzkamps Standardwerk „Grundlegung der Psychologie“ wurde eine Grundbegriffsmethodologie vorgestellt, die auch uns Kommunikationswissenschaftlern entscheidend bei der grundbegrifflichen Konstitution unseres Faches weiterhelfen kann.

Historische Kategorialanalyse

Holzkamp erarbeitet hier ein methodologisches Prinzip und Verfahren, das er Historische Kategorialanalyse nennt und das inzwischen zumindest in der Gilde der „qualitativen“ Sozialforscher Anerkennung gefunden hat.²

Unter Kategorien versteht Holzkamp diejenigen Grundbegriffe einer Wissenschaft, „mit welchen in einer empirischen Wissenschaft in übergreifenden Arbeitsrichtungen innerhalb dieser Wissenschaft (ob implizit oder bewußt) ihr Gegenstand, seine Abgrenzung nach außen, sein Wesen, seine innere Struktur bestimmt wird“ (Holzkamp 1983: 27).

Diese Grundbegriffe implizieren zugleich methodologische „Folgerungen“: „Solche Kategorien schließen stets bestimmte methodologische Vorstellungen darüber ein, wie man wissenschaftlich vorzugehen hat, um den Gegenstand adäquat zu erfassen (ders.: 27/28). Kategorien sind also primär Gegenstandsbestimmungen unter Einschuß bestimmter methodologischer Vorstellungen, sie beziehen sich zunächst auf den Gegenstand (weswegen Methodendiskussionen nur im Rahmen der Gegenstandsbestimmung erfolgen können³).

Davon abzuheben ist nach Holzkamp eine einzeltheoretische Ebene: „Einzeltheorien sind zwar stets mit kategorialen Bestimmungen als ihren Grundbegriffen gebildet, enthalten aber darüber hinaus auch Annahmen über Zusammenhänge mit Bezug auf jeweils ‚jetzt und hier‘ vorliegende, also ‚aktualempirische‘ Erscheinungen, schließen also ein Verallgemeinerungsverhältnis zwischen aktualempirischen und generellen Zusammenhangsannahmen ein“ (ders.: 28). (Und als Vorgriff auf Späteres: Neben der aktualempirischen-einzeltheoretischen Ebene ist noch eine historisch-einzelwissenschaftliche Ebene des „damals und dort“ zu unterscheiden, s.u.).

Die aktualempirische Forschung entfaltet sich also im kategorialen Rahmen, der Zusammenhang von aktualempirischer Erscheinung und kategorialen Allgemeinzusammenhang in der Theorie ist von letzterem determiniert. Die Determiniertheit ist jedoch nicht abso-

lut, mit gleichen Kategorien lassen sich verschiedene Einzeltheorien aufstellen.

Es ist das Verdienst der Kritischen Psychologie, den „kategorialen Rahmen“ in bezug auf den Gegenstand des Psychischen erstmals grundlegend expliziert und als paradigmatische Wende formuliert zu haben. Dabei gelang es, „eine kategoriale Basis zu entwickeln, die den Charakter eines wissenschaftlichen Paradigmas hat, also den Gegenstand der Individualwissenschaft/ Psychologie in seiner äußeren Abgehobenheit und inneren Struktur so eindeutig faßbar und in einem einheitlichen, gegenstandsadäquat gegliederten System kategorial-methodologischer Bestimmungen abbildbar zu machen, daß auf einzeltheoretisch-aktualempirischer Ebene wissenschaftlich entscheidbare Auseinandersetzungen über die angemessenen Theorien und Methoden, damit ein kontinuierlicher und rational ausweisbarer Wissenschaftsfortschritt möglich werden“ (ders.: 32).

Ein analoges Unternehmen gilt es m.E. in der Kommunikationswissenschaft zu realisieren. Ebenso wie in der traditionellen Psychologie fehlen ausweisbare kategoriale Grundlagen, es fehlen Bezugspunkte, um das vielfältige einzeltheoretische „Beieinander“ gegenstandsadäquat zu analysieren, der Erkenntnisgewinn der traditionellen Kommunikationswissenschaft ist durch Kumulation gekennzeichnet, nicht aber durch qualitative Progression.

Dabei ist es notwendig, methodisch-methodologische Voraussetzungen zu erarbeiten, die die kategoriale Basis der Kommunikationswissenschaft begründen helfen.

Obwohl historische Fragestellungen und Herangehensweisen das wissenschaftliche Selbstverständnis spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachhaltig beeinflussen, ist in den wissenschaftlichen Disziplinen, die Aspekte der gesellschaftlichen Kommunikation explizit thematisieren, ein historisch-fundiertes Selbstverständnis nur gering entwickelt. So existiert in bestimmten Bereichen wie der Presseforschung eine Art pressehistorischer disziplinärer „Nebenweig“ besonders im deutschsprachigen Raum, der jedoch über seinen „Nebenstatus“ nie herauskam und alsbald – nach seiner Integration in die faschistische Propagandawissenschaft – „diskreditiert“ war und von der US-amerikanischen – sich eng an die Sozialpsychologie und sogenannte „Nachrichtentheorie“ anlehende – Kommunikationsforschung weiter an den Rand gedrängt wurde. Durch die Dominanz dieser Kommunikationsforschung gewannen abstrakt-ahistorische allgemeine Sichtweisen gesellschaftlicher und individueller Kommunikation die Oberhand. Die „kategoriale“ Grundlage dieser Kommunikationswissenschaften entbehrte historischer Bestimmtheit: „Die begriffliche Möglichkeit der Gegenstandserfassung und damit die Aussonderung dessen, was überhaupt als untersuchbar vorliegt, ist (...) durch die Art der Kategorienbildung so verkürzt, daß Zusammenhänge der individuellen Existenz und Umweltbedingungen mit naturgeschichtlichen bzw. gesellschaftlich-historischen Prozessen, durch welche die Entwicklungsmöglichkeiten und die Lebensverhältnisse des Menschen bestimmt sind, ausgeblendet werden. Übrig bleiben so nur Kategorien, in welchen das Individuum lediglich als

² S. Eintrag in *Handbuch qualitative Sozialforschung*.

³ Holzkamp leitet daraus auch das Prinzip des „Primats des Gegenstandes vor der Methode“ ab (dazu auch Markert 1991: 17 f.). Ähnliches spricht auch Dröge an, wenn er feststellt, „daß Design- und Methodenwahl für die historische Forschung von dem Theorencanais bestimmt sind, dessen Ausbau und Entwicklung die entsprechende Forschung dienen soll und nicht umgekehrt, wie leider meistens in der empirischen Kommunikationsforschung“ (Dröge 1992: 12).

Schnittpunkt unmittelbarer Einflüsse und ggf. noch Resultat bloß individualbiographischer Prozesse erscheint“ (ders.: 43).

Durch die ahistorische Fassung der Grundbegriffe der traditionellen Kommunikations-, Publizistik- und Medienwissenschaft entstehen grundlegende Schwierigkeiten kategorialer Gegenstandserfassung. Dies spiegelt sich z.B. in der Art und Weise, wie diese Wissenschaftsdisziplinen mit dem „Kommunikationsbegriff“ umgehen. Die Bemühungen um eine begriffliche Klärung von „Kommunikation“ reichen bis in die antike Sklavereigesellschaft zurück (z.B. Rhetorik), trotzdem gewinnt der Kommunikationsbegriff erst Relevanz für die Konstitution einer spezifischen Wissenschaft, indem kommunikative Verhaltensweisen empirisch faßbar werden (v.a. durch Lazarsfeld, Lewin, Lasswell und Hovland).

Dadurch konnten bewußtseins- und geistesphilosophische Ansätze des kommunikativen Verstehens, Sinn-Erfassens usw., die an die Vorstellung der „Innerlichkeit“ des Individuums gebunden waren, mit Hilfe des positivistischen Objektivitätsparadigmas verdrängt werden: Kommunikation wurde quasi „aufgelöst“ in die empirisch zu erforschenden Kommunikatoren, deren Aussagen, Medien und Wirkungen auf die Rezipienten. So entstand paradoxerweise eine „Kommunikationswissenschaft“ ohne (tragfähigen) Kommunikationsbegriff. Der aus der Informationstheorie entlehnte Kommunikationsbegriff „schwebte“ quasi über den „handfest“ empirisch beforschbaren Wirkungen, Aussagen etc.. Die Allgemeinheit dieses Kommunikationsbegriffs erschwert die empirische Erforschung von Kommunikation, da auf dieser Grundlage nicht geklärt werden kann, inwieweit der Begriff der Kommunikation einen wesentlichen und identifizierbaren Aspekt der naturgeschichtlichen und gesellschaftlich-historischen Entwicklung erfassen könnte.⁴

Weiter oben wurde bereits der Entwicklungsbezug von Kommunikation als allgemeinstem Charakteristikum ausgewiesen. Es ist daher notwendig, den Gegenstand der Kommunikation entsprechend zu fassen, nämlich als Aspekt von Leben und Welt in ständiger allgemeiner und konkreter Veränderung/Entwicklung. Will die Kommunikationswissenschaft ihrem Gegenstand gerecht werden, so muß sie (zunächst) die allgemeinen Grundzüge dieser Entwicklung erfassen. Das Allgemeine, was sich über Kommunikation sagen läßt, ist

⁴ Indem ich z.B. „Presse“ als „Kommunikation an sich“ fasse, nehme ich mein Augenmerk nicht auf die besondere historische Kommunikationsform, die sich im 17.Jahrhundert in bestimmten Staaten/Gesellschaften Europas etabliert hat, und verleihe damit gerade ihre Spezifik: Ich begreife nicht, warum für ein Individuum bestimmter Position und Lebenslage im Europa des 17.Jahrhunderts zur Sicherung seiner (kommunikativen) Handlungsfähigkeit der Kauf/das Lesen von Zeitungen, also diese Form der (kommunikativen) Teilhabe an der Welt nachliegt. Indem ich den historischen Bezug der Kommunikation quasi verallgemeinernd „wegschneide“, gelange ich zu bloßen nichtissagenden Verallgemeinerungen, die auf eine höchst eingeschränkte Art als „empirisch“ anzusehen sind. Auch damals gab es „Kommunikatoren“, „Rezipienten“, „Wirkungen“, „Aussagen“ etc. Es entsteht eine sehr flache, nichts oder wenig sagende Empirie.

nicht, daß sie durch Sender und Empfänger konstituiert wird, sondern daß sie sich entwickelt, daß ihre Strukturen und Funktionen sich grundlegend ändern können; z.B. Strukturaspekte wie Sender/Empfänger können im Laufe der Entwicklung in den „Hintergrund“ treten, wenn „neue“ hinzukommen. Es gilt also zunächst die allgemeinen Charakteristika der Kommunikationsentwicklung zu bestimmen, insoweit Kommunikation ein grundlegendes Moment der Lebens- und Weltentwicklung darstellt.

Hierzu reichen die naturwissenschaftlichen (?) Denkweisen der Physik und Chemie nicht aus; die starren Denkwerkzeuge des substantiell-attributiven Denkens aristotelisch-cartesianischer Tradition lassen den Entwicklungsbezug nur eingeschränkt faßbar werden (Leiser 1978: 143), unzulänglich sind Naturtheorien, die den Aspekt der phylogenetischen Entwicklung verdrängen oder gar versuchen, die statisch vorgestellte Natürlichkeit auf den gesellschaftlich-historischen Prozeß zu übertragen.

Die historische Bestimmung von Kommunikation ist also die grundlegendste, sie ist die Basis weiterer Bestimmungen. Dabei ist die Historizität allgemein zu analysieren, d.h. nicht auf soziale Historizität zu reduzieren.

Das Prinzip, das historische „Herangehen“ zum universellen begrifflich-methodologischen Forschungsprinzip, aus dem keine einzige Verfahrensvariante, wie es die Kritische Psychologie für ihren Gegenstandsbereich beispielhaft vollzog - das historische Paradigma also - ist nicht neu; es geht auf Marx und Engels zurück: „Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte“. Auch die Anwendung dieses Prinzips im Bereich der Humanwissenschaften, besonders der Psychologie, ist keine Erfindung Holzkamps, sondern geht auf den Begründer der „kulturhistorischen Schule der sowjetischen Psychologie“ A.N. Leontjev zurück.

Zweifellos aber haben die Kritischen Psychologen für ihren Gegenstandsbereich eine, wie ich meine, wichtige Wissenschaftswende eingeleitet, die für andere Wissenschaften wie z.B. die Kommunikationswissenschaft beispielgebend sein kann.

Funktionalhistorische Kategorialanalyse

Die kategoriale Gegenstandsbestimmung von Kommunikation kann nur mit historischen Herangehensweisen begründet werden, mit dem Ziel, allgemeine und besondere Begriffe zu bilden, die die Veränderlichkeit und Entwicklung des Gegenstandsaspekts ausweisen. Dabei ist in einem theoretisch-methodologischen „Elementarvorgang“ zunächst das Grundlegende von Kommunikation überhaupt zu bestimmen. Holzkamp nennt dieses methodologische Verfahren die Grundformbestimmung. Um die Grundform von Kommunikation zu bestimmen, wird eine logisch-historische Ursprungs- und Differenzierungsanalyse durchgeführt oder synonym eine „genetische Rekonstruktion“. Der Grundgedanke dieses Verfahrens ist einfach: Holzkamp geht davon aus, daß begriffliche Abstraktionen (z.B. Äpfel und

Birnen = Frucht) nicht strukturell fundiert sind (Kern, Fruchtfleisch, Schale), auch nicht funktionell (zum Essen, Samenhülle), sondern die begriffliche Abstraktion spiegelt einen historischen Realzusammenhang wider (Apfel und Birnen als gemeinsame Abkömmlinge einer „Urfrucht“ bzw. „Urpflanze“). Will man also begrifflichen Abstraktionen „auf die Spur kommen“, so muß man die historischen „Realzusammenhänge“ rekonstruieren.

Dies erfolgt nicht bis in die „letzte historische Verästelung“ hinein, sondern es werden die Entwicklungsgrundzüge rekonstruiert, und zwar „so lange“, bis man zu einer Art Ur- oder Grundform vorstößt, die nicht nur als historisch erste Form des zu untersuchenden Phänomens anzusehen ist, sondern gleichzeitig als einfachste eben grundlegendste Form (z.B. Urfrucht).

Im Zuge der weiteren Entwicklung des Gegenstandsaspekts differenziert sich diese Grundform über Zwischenformen bis hin zu (gegenwärtigen) „Endformen“. In den Zwischen- und Endformen ist die Grundform dabei keineswegs „verlorengegangen“, sondern „aufgehoben“ (im Hegelschen „dreifachen“ Sinn). Zwischen- und Endformen stellen gewissermaßen „Differenzierungsprodukte“ der Grundformen dar. Die Begriffe widerspiegeln diese Formen wesentlich. Übertragen auf „unseren“ Gegenstand „Kommunikation“ wäre heutige „menschliche“ Kommunikation eine Art „Endform“, in der die Grundform aufgehoben ist. Menschliche Kommunikation ist dabei nicht nur das Resultat einer bloß biographischen Entwicklung (vom Embryonalstadium an), sondern Ergebnis einer Jahrmillionen dauernden historischen, zunächst stammesgeschichtlichen (phylogenetischen) Entwicklung. In den menschlichen Kommunikationsweisen sind Momente unterschiedlichen naturgeschichtlichen Ursprungsalters aufgehoben. In der Phylogenese bildet sich allmählich die biokommunikative Funktionsgrundlage heraus, die die biologisch-operative kommunikative Basis menschlichen Kommunizierens darstellt (biokommunikative Funktionsgrundlage des Lesens, Sprechens, Schreibens, Zuhörens ...). In der Phylogenese entwickeln sich die biokommunikativen „Apparate“ oder „Organe“, also die biologische Basis des menschlichen Kommunizierens, also menschlicher kommunikativer Handlungen.

Die Entwicklungsanalyse der funktionellen „Basis“ nennt Holzkamp „Funktional-historische Kategorialanalyse“. Es würde den Rahmen dieses Artikels überschreiten, wollte man im einzelnen die methodologischen-methodischen Verfahren schildern, die diese funktional-historische Entwicklungsanalyse ermöglichen: Hier wäre das Verfahren der „Bildung von Ausgangsabstraktionen“, des „Aufsteigens vom Vorstellungs- zum Gedankenkonkretum“, der besonderen Umgangsweisen mit „historisch-empirischem Material“, der Bildung von „Zwischenabstraktionen“ und „Verweisungsbegriffen“, des „Fünf-Schritts“ (unspezifische Voraussetzungen, Umweltpol, Funktionswechsel, Dominanzwechsel, Umstrukturierung des Gesamtsystems) als typischer funktional-historischer Entwicklungsfigur im einzelnen auszuweisen.

Das Ergebnis dieser funktional-historischen Kategorialanalyse sei kurz skizziert:

Die Grundform der Kommunikation wird bestimmt als reziproker, dialogischer, bidirektionaler Informationsaustausch, als Sender-Empfänger-Beziehung in Form der sozialen Signale ritualisierter Gebrauchshandlungen auf der Stufe der Sensibilität der evolutionären psychischen Tierentwicklung.

In einem zweiten qualitativen Sprung - noch auf der Stufe der „Sensibilität“⁵ werden die Kommunikationsprozesse in den verschiedenen Funktionskreisen der Lebenssicherung und Fortpflanzung zur dauernden Notwendigkeit in Form dauerhafter Sozialbeziehung (Paarbildung, Familiengruppe, Territoriumsbindung). Das Gesamtsystem der Spezies und Organismen wird „kommunikativ“ umstrukturiert (strukturelle Veränderungen des Körpers, z.B. roter Kehlsack).

Eine weitere qualitative Stufe ist erreicht, wenn neue Gebrauchssysteme des Organismus entstehen (akustisch-lautbildende Organe und ZNS-Bildungen).

Diese elementaren Formen der Tierkommunikation differenzieren sich in Richtung der zweiten Stufe „flexibler“ gelernter Kommunikation und Sozialbeziehung. Die Analyse verfolgt dabei zwei Wege: Individuell gelernte Kommunikation entwickelt sich zum einen im Rahmen der „Festgelegtheit“. Dieses „subsidiäre Kommunizierenlernen“ und „soziale Differenzierenslernen“ zeigt sich z.B. beim gelernten Dominanz- und Subordinanzverhalten (etwa Rankämpfen in Tiervänden), die Dominanz ist artspezifisch „vorprogrammiert“ (bezieht sich z.B. auf das stärkste, das weibliche, männliche oder älteste Tier), ist daher „festgelegt“.

Zum anderen entwickelt sich die individuell gelernte Kommunikation zum gelerntem, offenem Verhalten („jedes Individuum lernt neu“), die „festgelegten Momente“ treten zurück: Autarkes Kommunizierenlernen. Der Selektionsvorteil besteht in der besseren Adaptionsfähigkeit an sich ändernde Umweltbedingungen; der Nachteil: Der individuelle Adaptionsprozeß ist von Risiken der Offenheit und Ungesicherheit gegenüber Neuem sowie der langen Latenzzeit bis zum jeweiligen Erwerb des Gelernten geprägt. Um diese „Risiken“ zu mindern, erfolgt die Herausbildung und Höherdifferenzierung tierischer Sozialverbände. Durch

⁵ Der Begriff der Sensibilität wurde zuerst durch Leontjev bestimmt: „Die Funktion der Prozesse, die die auf die Lebenserhaltung gerichtete Tätigkeit des Organismus vermitteln, ist nichts anderes als die Funktion der Sensibilität, d.h. die Fähigkeit zu empfinden (...). Die Sensibilität ist (...) genetisch (...) eine Form der Reizbarkeit, die den Organismus zu anderen Einwirkungen in Beziehung setzt, die ihn demnach auf die Umwelt orientiert und Signalfunktion erfüllt“ (Leontjev 1973: 36). Dazu zitiert Leontjev das berühmte „Frosch Beispiel“: „Der Frosch wendet seinen Körper einem leisen Geräusch zu, das zu ihm dringt, er ist folglich reizbar gegenüber dieser Einwirkung. Die Energie des Geräusches wird jedoch auf keiner Stufe ihrer Umwandlung vom Organismus des Tieres assimiliert und ist nicht unmittelbar an der Assimilations-tätigkeit des Froschs beteiligt“ (ders.: 35). „Der Frosch beispielsweise wird durch das Geräusch in die Lage versetzt, ein im Gras summendes Insekt zu fangen, dessen Substanz ihm als Nahrung dient“ (ebd.). Sensible Reizbarkeit wird von Holzkamp als Grundform des Psychischen bestimmt, als phylogenetisch erste Stufe.

die tierischen Sozialverbände kann das individuelle Lernen „abgesichert“ werden.

Die individuelle Lernfähigkeit kommt im „entspannten Feld“ des Sozialverbandes zur individuellen Entwicklungsfähigkeit werden. In diesem Zusammenhang spezifizierte sich die tierische Kommunikationsentwicklung in Richtung tierischer Traditionsbildung, die den durch die Form des „offenen“ Lernens bedingten Nachteil möglicher Zerstörung von Lernerfahrung durch Vernichtung des individuellen Tieres quasi „überindividuell“ ausgleicht. In diesem Sinne kommt es schließlich auch zur Heraufdifferenzierung von tradierten, offenen Kommunikationssystemen, die durch hohe Stabilität und geringe Störanfälligkeit gekennzeichnet sind. Im Zuge der weiteren Entwicklung wird die autarke, soziale Lernfähigkeit bestimmend, d.h. das individuelle Tier kann ohne den individuellen Entwicklungsprozeß wesentliche Bestimmungen seiner artspezifischen Aktivitätsmöglichkeit nicht mehr realisieren, es kann diese individuelle Entwicklung nur in Form des Zusammenlebens, also in sozialen Existenzformen realisieren: „Ein isolierter Affe ist kein Affe“ (ders.:157).

Kategorialanalyse des „Übergangs“ zur Humankommunikation - Übergangsanalyse

Die funktional-historische Kategorialanalyse bestimmt die Differenzierungsniveaus tierischer (phylogenetischer) Kommunikationsentwicklung. Die „neue“, nun zu analysierende Qualität menschlicher Kommunikation kann nicht einfach wie bisher als qualitativer Umschlag innerhalb der Phylogenese gefaßt werden: Die Besonderheit von Kommunikation auf menschlichem Niveau ergibt sich aus deren „Vermittlung mit einem qualitativ neuen Gesamtprozeß, nämlich dem gesellschaftlich-historischen Prozeß“ (ders.: 159).

Die Kategorialanalyse hat demzufolge herauszuarbeiten, daß sich nicht nur ein qualitativer Umschlag innerhalb der phylogenetischen Entwicklung von Kommunikation vollzieht, sondern auch der „qualitative Umschlag des übergeordneten Gesamtprozesses“ (ders.: 160) in seinem Verhältnis zur Kommunikation als dessen Teilaspekt. „Es muß herausgearbeitet werden, daß und in welchem Sinne die gesellschaftlich-historische Stufe ein geschichtlicher Prozeß sui generis, also nicht nur innerhalb, sondern gegenüber der Phylogenese ist“ (ebd.).

Die Kategorialanalyse hat folglich die weitere Differenzierung der phylogenetischen Entwicklung und des gesellschaftlich-historischen Entwicklungsprozesses in ihrem Bezug zur Kommunikationsentwicklung auszuweisen – und zwar unter dem Gesichtspunkt des „Dominanzwechsels“ von der phylogenetischen zur gesellschaftlich-historischen Entwicklung. Die Kategorialanalyse muß diesen Übergang im wesentlichen analysieren, daher kann sie auch als „Übergangsanalyse“ bezeichnet werden.

Die Ergebnisse der logisch-historischen Rekonstruktion dieses „Übergangs“ – die Analyse stützt sich wesentlich auf die Arbeiten Volker Schurig's (Schurig

1975 und Schurig 1976) – werden im folgenden kurz umrissen:

Im Zuge der „Protohominoiden“-Evolution⁶ zeichnen sich Entwicklungen ab, die für die spätere Ausbildung humankommunikativer Funktionen unspezifische Voraussetzungen darstellen: Die Bedeutungszunahme der Fernsinne, des Schwing-Hangel-Kletterns, des temporären entlastenden Gebrauchs der Vorderextremitäten, des Tiefensichens und der Ausbildung einer gewissen Manipulationsfähigkeit mit Mitteln (vor allem durch die Vorderextremitäten). Mit der „Eimischung“ in den Steppenbiotop entwickelt sich die Bipedie, entlasteter Handgebrauch sowie ausgeprägtere feinmotorische Steuerung der Hände. In diese subhumane Phase fallen auch komplexere Formen der Mittelnutzung (Stöckeschwingen und -werfen, Knüppelschlagtechnik) und Mittelherrichtung. Es entwickeln sich komplexe soziale Organisationsformen sowie Kommunikationsformen in Richtung der Ausbildung von Großgruppen und die schnelle Weiterleitung von Informationen als Gruppenfunktion. Es bilden sich innerhalb der Sozietät funktionsteilige Aktivitätskoordinationen heraus, in welcher verschiedene Mitglieder der Sozietät jeweils nur Teile einer mehrgliedrigen Aktivitätssequenz übernehmen, so daß das biologische Gesamtziel über die „kollektive“ Realisierung der Teilziele erreicht werden kann (z.B. Jagdkoordination).

Fakultative Mittelbenutzung und -herrichtung, komplexe Sozial- und Kommunikationsstrukturen sowie funktionsteilige Aktivitätskoordinationen sind die entwicklungslogischen Voraussetzungen für die Herausbildung der sozialen Werkzeugherstellung seit dem „Tier-Mensch-Übergangsfeld“⁷.

Der Funktionswechsel vom Mittel zum Werkzeug vollzieht sich durch eine Art „Zweck-Mittel-Verkehrung“, die „Mittel“ werden nicht erst angesichts des primären Bedarfsziels, sondern in verallgemeinerter Weise zur Erreichung einer bestimmten Art von Bedarfszielen überhaupt ausgewählt und zugerichtet. Die Mittelbenutzung wird in den Prozeß der sozialen Entwicklung zu funktionsteiliger Koordination von Aktivitäten einbezogen.

Die Progredienz der Entwicklung von sozialer Werkzeugherstellung führt zur Herstellung immer differenzierterer Werkzeugtypen, der Herstellung von Werkzeugen für die Werkzeugherstellung und schließlich der Ausweitung der Werkzeugherstellung zur werkzeugvermittelten Schaffung bzw. Veränderung der

⁶ Als Protohominoid wird jene Spezies des Früh- und Mitteloligozäns bezeichnet, die die gemeinsame Vorfahrengruppe von Pongiden und Hominiden darstellt und die sich vor ca. 35 Millionen Jahren in die Hominiden- und Pongidenentwicklung aufspaltete („Hominidenabspaltung“).

⁷ In Anlehnung an Hebrer wird mit dem Begriff Tier-Mensch-Übergangswelt (TMU) jener Evolutionsabschnitt am Ende der ausschließlich durch biologische Gesetzmäßigkeiten determinierten Hominidenentwicklung bezeichnet, in den die Hominiden als „biologische Wesen“ hineingehen und den sie als „menschensähnliche Wesen“ verlassen. Das TMU umfaßt den Zeitraum von 9 (6) bis 3 Millionen Jahren v.u.Z. (Hebrer 1958: 351-352).

Lebensumstände und -bedingungen wie Kleidung, Behausung in Richtung wachsender „verändernd-eingreifender Vergegenständlichung verallgemeinerter Zwecke der Lebensgewinnung“ (Holzkamp 1983: 176), damit früheste Ausformung von „Arbeit“ als gebrauchswertschaffende Umgestaltung menschlicher Lebensbedingungen.

Die Entwicklung des „Arbeitsprozesses“ führt weiter zur „gegenständlichen Fixierung“ des Änderungswissens, d.h. in den Werkzeugen selbst manifestiert sich der soziale Erfahrungsfundus. Die tierische Traditionsbildung wandelt sich mit der weiteren Entfaltung des Arbeitsprozesses zur sozialen Weitergabe der kumulierten vergegenständlichten „gesellschaftlichen“ Erfahrung, die die arbeitsteilige Kooperationsstruktur mit einschließt.

Die sich im TMÜ anbahnende soziale Werkzeugherstellung stellt per se noch keine Gesellschaftlichkeit her, die frühen Formen von „Arbeit“ erfolgen noch unter dem „Diktat“ der Naturgesetzlichkeit: „Alle fossilen Hominiden sind trotz Werkzeuggebrauchs ausgestorben. Die gesellschaftlich organisierende Kraft des Arbeitsprozesses war zwar praktisch vorhanden, konnte aber weder für die Australopithecinen, den Homo erectus oder den Neanderthaler die Wirksamkeit der Selektionswirkung aufheben. Bei allen drei Formen handelt es sich um biologische Spezialisierungen, die wahrscheinlich aufgrund ihrer körperlichen Spezialisierung oder durch den Selektionsdruck höher entwickelter Hominiden ausgestorben sind, ohne daß aber der Werkzeuggebrauch diesen Prozeß hätte verhindern können“ (Schurig 1976: 254).

Die evolutionären Formen der „Arbeit“ können lediglich als besonderer Evolutionsvorteil angesehen werden. Der Selektionsvorteil durch „Arbeit“ wiederum trägt zur evolutionären Weiterentwicklung der biologischen Basis bei („Rückwirkung auf das Genom“ (Holzkamp 1983: 179)).

Am Ausgang des TMÜ beginnt eine stürmische Hirnentwicklung, in nur 3 Millionen Jahren verdreifacht sich die Hirnkapazität („Neencephalisation“): „Innerhalb des Normalverteilungsfalles werden dabei zweifellos die Individuen mit der größten Hirnkapazität durch ihre größeren Überlebenschancen bevorzugt, sodaß sich im Selektionsprozeß eine allmähliche Erhöhung der durchschnittlichen Hirnkapazität als tatsächlicher Voraussetzung der Bewußtseinsentstehung durchsetzt“ (Schurig 1976: 162).

Mit der Entwicklung zur Gesellschaftlichkeit wird gewissermaßen auch die biologische Grundlage weiterentwickelt: „So entwickelt sich die biologische Funktionsgrundlage der Lern- und Entwicklungsfähigkeit der Hominiden (...) immer mehr zur biologischen Funktionsgrundlage für die Fähigkeit zur gesellschaftlichen Organisation der Lebensgewinnung“ (Holzkamp 1983: 179). Die biologische Entwicklungsgesetzlichkeit führt historisch-empirisch faßbar zu biologischen Bedingungen des Gesellschaftlichen oder zur „gesellschaftlichen Natur des Menschen“ (Osterkamp 1977: 329).

Im Zuge der Entwicklung entfalten sich umfassendere, stabile Formen der Kooperation - z.B. Gemein-

schaftsunternehmungen bei der Jagd, in der „Horde“ zu koordinierende Einzelarbeiten. Aus diesen Kooperationsnotwendigkeiten erwachsen neue Kommunikationsanforderungen. Der soziale Informationsaustausch differenziert sich angesichts der neuen kooperativen Anforderungen von „Arbeitshandlungen“ als besondere sprachliche Kommunikation im Nahbereich, wobei die wechselseitigen Informationstransfers zur gemeinsamen Aktivitätsregulation am funktionalsten über den lautlich-akustischen Kanal zu bewerkstelligen sind. Die Zunahme an Komplexität bezüglich der wechselseitigen Aktivitätssteuerungen schlug sich in erhöhten Anforderungen der perceptiv-operativen, lautlich-akustischen Fähigkeiten nieder.

Diese unmittelbar-kooperativen Fähigkeiten bzw. „Handlungen“ - unmittelbar-kooperativ deshalb, weil sie sich auf die Mitglieder der unmittelbaren Sozietät beziehen -, die operativ durch Kommunikation im „Nahbereich“, zeitliche Unmittelbarkeit und vorwiegende Benutzung des lautlich-akustischen Kanals gekennzeichnet sind, werden von mir als Mitteilungen bezeichnet.

Zunehmend spezialisierte Werkzeugherstellung bzw. -gebrauch erfolgen auf der Basis eines gegenständlichen Erfahrungsfundus (s.o.), auf welchen von den Mitgliedern von der Gesellungseinheit zurückgegriffen und der zur Grundlage weiterer Veränderungsmöglichkeiten gemacht werden kann. Es kommt zur Ausbildung einer immer differenzierteren „gesellschaftlichen“ Tradition, zu einer Kumulation vergegenständlichter „gesellschaftlicher“ Erfahrung. Mit dieser Herausbildung des „gesellschaftlich“ kumulierten „Erfahrungsschatzes“ entfalten sich in stärkerem Ausmaß besondere Kommunikationsanforderungen. Für die Mitglieder der Gesellungseinheit erwächst die Notwendigkeit, dafür Sorge zu tragen, daß der Erfahrungsfundus an jüngere Mitglieder, Außenstehende usw. vermittelt wird.

Es entstehen spezifisch mitteilende Kommunikationsinhalte und -formen, mittels derer der „Fundus“ weitergegeben wird. Unter Weitergabe verstehe ich die vorwiegend durch mitteilende/kommunikative Aktivitäten/Handlungen erfolgende Vermittlung des „Wissens“ - und „Erfahrungsfundus“ einer Gesellungseinheit an ihre Mitglieder.

Die besonderen „kommunikativen“ Notwendigkeiten nach dem „Funktionswechsel“ zur sozialen Werkzeugherstellung bedingen den „Übergang vom akustisch-lautlichen Kommunikationssystem der Tiere zur spezifisch-menschlichen Sprachentwicklung“.⁸

Der Übergang vollzog sich vermutlich kontinuierlich vom tierischen Kommunikationssystem (geschlossenes, begrenzt kombinierbares Signalarrepertoire, Ausdrucksgebundenheit, im Rahmen genetisch präformierter „Traditionsbildung“ des Tierverbandes entstehend, in geringem Maße ökologisch determinierte Varianten zulassend) hin zu menschlich-sprachlicher Kommunikation (offene, relativ frei kombinierbare

⁸ Dazu ausführlich Schurig 1976, besonders Kapitel 8 *Die Sprache als psychisches Merkmal des Humanen*.

Lautebene, semantische, objektgebundene „Spezialisierung“, Symbolisierung, „gesellschaftlich“ kumulierte Regelsysteme der Sprache, Individualisierung des Sprachverhaltens). Die Entwicklung geht mit der Herausbildung einer das „Sprechen“ und „Hören“ ermöglichenden biologischen Funktionsgrundlage einher.

Im Zuge der Entwicklung zur Dominanz des gesellschaftlich-historischen Prozesses wird eine umfassende Absicherung der Geselligkeit in ihrem Bestand notwendig. Die „Ausgeliefertheit“ der Geselligkeit an die Unbildden der Natur besteht trotz aller „Fortschritte“ bei der Werkzeugentwicklung und der gesellschaftlichen Wissens- und Erfahrungskumulation fort. Mit steigender Arbeitsproduktivität wird es möglich, besondere soziale Funktionen auszudifferenzieren, die den Zusammenhalt der Geselligkeit und die kollektive „Intention“ in bezug auf die Naturbeherrschung begünstigen.

Es bilden sich „protoideologische Funktionen und Phänomene“⁹ heraus, die noch die Einheit wissenschaftlicher, ästhetischer und protoreligiöser Momente bewahren. Ausdruck dieser protoideologischen Funktionen sind z.B. magische und animistische „Praktiken“. Dies impliziert die Konstitution spezifischer Formen und Inhalte miteilender Kommunikation, z.B. Beschwörung, Tanz etc., die in ritualisierter/kultischer Form weitergegeben werden. Die protoideologischen Funktionen haben die Weiterentwicklung zu menschlich-gesellschaftlichen Sprachsystemen begünstigt.

Die Praktiken der protoideologischen Sphäre antizipieren künftige Ereignisse und erfüllen für die Geselligkeit wichtige Funktionen der Vorhersage und Interpretation von Ereignissen, die für die kollektive Lebenssicherung relevant sein können. Sie durchbrechen die raum-zeitlichen Unmittelbarkeitsbezüge, sind von vorausschauend-planerischem „Wert“, sie gehen in den Erfahrungsfundus der Geselligkeit ein, sind also weiterzugeben und damit auch „festzuhalten“. Für die Denkformen protoideologischer Praktiken sind spezifische Personalisierungen charakteristisch, die unbekannte Ursache wird durch Analogienbildung nach dem Modus des („eigenen“) personalen „Machens“ und personal „Gemachten“ strukturiert (Osterkamp 1977: 258). Diese Personalisierung setzt eine gewisse Alltäglichkeit der vermuteten Instanzen voraus, eine ständige aber besondere Nähe zu den Individuen der Geselligkeit (die später so charakteristische „Distanz“ zu den Göttern ist auf dieser Stufe noch nicht anzutreffen). Die protoideologischen Praktiken ermöglichen durch „Unterordnung“ die Kohäsion der Gruppe, ihre „Identität“; in den Kulturen und Riten widerspiegeln sich soziale Normen. Diese Normen sind Bestandteil des weiterzugebenden Fundus.

Schließlich implizieren die protoideologischen Praktiken die besondere „kognitive“ Bedeutung von oberflächlichen Ähnlichkeiten, die analogisierendes In-Beziehung-Setzen von Ereignissen ermöglichen, und die

Bedeutung von „Vorbild“-haftigkeit; die vollständige Reproduktion von Ereignissen und Merkmalen im Zeremoniell ist erforderlich.

Diese ausgewiesenen Besonderheiten protoideologischer Praktiken legen die zeichnerisch-malerische Abbildung der Objekte und Ereignisse nahe: Die dauerhafte Abbildung dient dem Festhalten in bezug auf künftige Ereignisse, sie ermöglicht raumzeitliche Präsenz bei der Geselligkeit („Höhle“) und damit Gruppenkohäsion, der in den Abbildungen reproduzierte Detailreichtum ermöglicht Vor-Bildhaftigkeit.

Die Entwicklung der zeichnerisch-malerischen Abbildungen ist dabei durch zunehmende Symbolisierung, vereinfachende Abstraktion, vielfältige Kombinierbarkeit der symbolhaften Darstellungen und Konventionalisierung gekennzeichnet.

Historische Kategorialanalyse der Kommunikation in ihrer menschlich-gesellschaftlichen Spezifik

Mit dem Dominanzumschlag zur Humankommunikation büßt der phylogenetische Prozeß seine Dominanz zugunsten des gesellschaftlich-historischen Prozesses ein, sodaß die aus dem dominanten gesellschaftlich-historischen Gesamtprozeß resultierende spezifische Qualität der Kommunikation als dessen Teilaspekt nicht nur funktional-historisch analysiert werden kann. „Dies deswegen nicht, weil die Rekonstruierbarkeit gegenwärtiger Erscheinungen als Resultat eines einheitlichen genetischen Differenzierungsprozesses eine kontinuierliche Weitergabe genomischer Information voraussetzt, die aber an den phylogenetischen Prozeß, der nun seine Dominanz verloren hat, gebunden ist“ (Holzkamp 1983: 189).

Die funktional-historische Analyse der Kommunikation hat als methodologisches Verfahren der Übergangsanalyse Berechtigung, wenn die Entwicklung der Kommunikation „noch als Moment der sich phylogenetisch herausbildenden „gesellschaftlichen Natur“ des Menschen angesehen werden kann“ (ebd). Wenn aber - wie nach dem Dominanzumschlag zum gesellschaftlich-historischen Prozeß - „Arbeit“ nicht mehr selektionsbedingt auf das Genom zurückwirkt, dann ist die funktional-historische Analyse nicht mehr anwendbar. Das funktional-historische Vorgehen war bei der Analyse der Kommunikation auf dem Wege zur Dominanz des gesellschaftlich-historischen Prozesses hin unentbehrlich; nach dem Dominanzwechsel zum gesellschaftlich-historischen Prozeß bedarf es zur Analyse der Kommunikation eines neuen kategorialanalytisch-methodischen Rahmens.

Der Träger des historischen Prozesses wird nun - anstelle der genomischen Information die gegenständig-soziale Realität, die „die Menschen, indem sie gemeinschaftlich ihre Lebensmittel und -bedingungen produzieren, in gesellschaftlicher Arbeit (...) schaffen“ (ders.: 190). Diese „produzierte“ gegenständliche Realität gewinnt „den Charakter einer objektiv-materiellen Wirklichkeit mit objektiven ökonomischen Strukturen und aus ihnen sich ergebenden sozialen Verhältnissen“

⁹ Der Begriff protoideologische Funktionen und Phänomene geht auf das Projekt-Ideologie-Theorie zurück (PFT 1979: 183).

(ders.: 190/191); es handelt sich bei dieser objektiv-materiellen Wirklichkeit um keinen primär kommunikativen Tatbestand, sondern sie hat „als von Menschen geschaffener Lebenswelt der Individuen“ lediglich einen kommunikativen Aspekt.

Der individuelle Mensch findet also einerseits die gesellschaftlichen Verhältnisse als überindividuell-objektiven Tatbestand vor und realisiert andererseits die dann vergegenständlichten Möglichkeiten/Notwendigkeiten der individuellen Daseinssicherung etc. in seiner personalen psychischen (d.h. auch kommunikativen: A.d.A.) Lebensstärken und Weltbeziehung, womit er gleichzeitig an der Reproduktion und Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse teilhat (ebd.).

Daraus folgt, daß zunächst das Verhältnis zwischen Individuum und gesellschaftlichem Gesamtprozeß kategorial zu fassen ist. Auf dieser Basis ist dann der kommunikative Aspekt des Mensch-Welt-Zusammenhangs herauszuarbeiten.

Um dieses Verhältnis Individuum/Gesamtprozeß kategorial zu erfassen, sind weitere kategorialanalytische Leitgesichtspunkte einzuführen (neben der schon ausgewiesenen Grundformbestimmung, der genetischen Ausdifferenzierung der Kommunikation sowie der Bestimmung des Verhältnisses verschiedener qualitativer Spezifitätsniveaus der Kommunikation).

Aus dem Gesagten ergibt sich ferner, daß kommunikationsbezogene Kategorialanalysen „ihren“ Gegenstand unter mehreren Aspekten erfassen: Die historische Kategorialanalyse kann erstens kommunikative Momente des gesellschaftlichen Gesamtprozesses (Kommunikationswissenschaft als Gesellschaftswissenschaft), zweitens das Verhältnis zwischen Individuum und dem Gesamtprozeß unter kommunikativem Gesichtspunkt (Kommunikationswissenschaft als Individualwissenschaft), drittens schließlich das subjektive Moment von Kommunikation herausarbeiten (Kommunikationswissenschaft als Subjektwissenschaft).

Die Kategorialanalyse bedarf weiterer Leitgesichtspunkte, um Kommunikation in ihrer gesellschaftlich-historischen Spezifik zu rekonstruieren. Diese Leitgesichtspunkte sind:

1. die gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenzerhaltung
2. die lage- und positionsspezifische Ausprägung der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz
3. die formationsspezifische Geprägtheit der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz

Der individuelle Mensch steht (...) zu den gesellschaftlichen Verhältnissen in einer doppelten Beziehung: Auf der einen Seite sind sie die vorgelundenen Voraussetzungen seiner individuellen Existenzsicherung, auf der anderen Seite muß er durch seinen Beitrag zu gesellschaftlichen Lebensgewinnung diese Voraussetzungen seiner individuellen Existenz produzieren und reproduzieren helfen (ders.: 192).

Im Zuge des Dominantwerdens des gesellschaftlich-historischen Prozesses löst sich der direkte Zusammenhang von „zur Verfügung-Stehen“ produzierter Lebensmittel und -bedingungen und der Beteiligung des

Individuums an ihrer Produktion auf¹⁰. Die „Unmittelbarkeit des Zusammenhangs zwischen der Schaffung von Lebensmitteln/-bedingungen und deren Gebrauch/Nutzung durch das jeweils gleiche Individuum“ (ders.: 193) wird durchbrochen: „Der Einzelne ist zwar einerseits an der Schaffung verallgemeinerter gesellschaftlicher Lebensmöglichkeiten beteiligt, und er erhält und entwickelt andererseits seine individuelle Existenz durch Realisierung der so geschaffenen gesellschaftlichen Lebensmöglichkeiten, der Zusammenhang zwischen diesen beiden Momenten ist aber nicht direkt vom jeweils Betroffenen hergestellt, sondern ist gesamtgesellschaftlich vermittelt; es hängt von dem Grad und der Art der Organisation der arbeitsteiligen gesellschaftlichen Verhältnisse ab, wie die Form des individuellen Beitrags zur gesellschaftlichen Lebensgewinnung und die Möglichkeiten zur individuellen Existenzsicherung und -entwicklung miteinander in Beziehung stehen“ (ebd.). Diese gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit der Schaffung und der Nutzung von Lebensmitteln/-bedingungen kann als „objektives gesamtgesellschaftliches Grundverhältnis des Individuums im gesellschaftlichen Mensch-Welt-Zusammenhang“ (ebd.) angesehen werden, muß mithin bei der kategorialanalytischen Bestimmung von Kommunikation unter gesellschaftlich-historischen Bedingungen stets explizit vorausgesetzt werden. Die „Bedingungen“ erweisen sich als gesamtgesellschaftlich-determinierte Möglichkeiten.

Daraus folgt, daß das Individuum, indem es bestimmte Möglichkeiten realisiert (der Schaffung und Nutzung von bestimmten Lebensmitteln/-bedingungen innerhalb des „arbeitsteiligen Gesamts“), „sich mit der Gesellschaft nicht direkt als „Ganzer“ ins Verhältnis setzt, sondern dadurch, daß es innerhalb der arbeitsteiligen Gesamtorganisation eine bestimmte Position realisiert“ (ders.: 196).

Nun unterliegen die arbeitsteiligen Strukturen der Gesamtgesellschaft einer ständigen Entwicklung: Damit sind die Positionen der Individuen jeweils historisch bestimmt: „Positionen, wie sie hier verstanden werden, sind also Inbegriff unterschiedlicher notwendiger und aufeinander bezogener Teilarbeiten in ihrer historischen Bestimmtheit durch den jeweiligen Entwicklungsstand der objektiven arbeitsteiligen Organisation des gesellschaftlichen Lebens“ (ebd.) (unter bestimmten historischen Bedingungen können Positionen die Form von „Berufen“ annehmen).

In Abhebung von „Positionen“ ist die Lebenslage des Individuums „eine bestimmte standortabhängige Konkretion der Beziehung des Individuums zu gesellschaftlichen Positionen und umfaßt damit auch das „Noch-Nicht“ oder „Nicht-Mehr“ der Realisierung von bestimmten Positionen oder Positionen überhaupt; (...) sie umfaßt andererseits aber gesellschaftliche Bedingungen der individuellen Reproduktion des Lebens außerhalb des Bereichs der Beteiligung an verallgemeinert-

¹⁰ In den „unmittelbar kooperativen“ steinzeitlichen Sozietäten gilt dieser Zusammenhang noch, erst mit der Sclhaftwerdung im Rahmen der sogenannten „Neolithischen Revolution“ wird die Auflösung des Zusammenhangs wesentliches Kennzeichen des Gesellschaftlichen.

gesellschaftlicher Lebensgewinnung, die zwar von den Positionen und ihrer personalen Realisierung abhängen, aber nicht darin aufgehen, also alle regionalen Umstände gegenständlicher und sozialer Art im Reproduktionsbereich, unter denen das Individuum sein unmittelbares Leben führt und bewältigen muß" (ders.: 197).

Positionen und Lebenslagen werden als Konkretisierung der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit aufgefaßt. Zur historischen Konkretisierung von Positionen und Lebenslagen bedarf es zusätzlich des Ausweises ihrer formationspezifischen Geprägtheit, von der bisher abstrahiert wurde. Die gesellschaftlichen Positionen sind stets historisch bestimmt, in Klassengesellschaften stets klassenspezifisch. Ebenso ist die soziale Formbestimmtheit der individuellen Lebenslage konkretisierbar.

Durch das „Hinzutreten“ der neuen Leitgesichtspunkte wird Kommunikation in ihrer gesellschaftlich-historischen Spezifik kategorialanalytisch faßbar. Nach dem Dominanzwechsel zum gesellschaftlich-historischen Prozeß muß sich auch die „vorher“ kooperativ-gesellschaftliche Kommunikation in Richtung gesamtgesellschaftlicher Vermitteltheit spezifizieren, da Kommunikation wie ausgewiesen ein wesentliches Moment des gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses darstellt.

Waren Mitteilung/Weitergabe als Dimensionen des kommunikativen Aspekts des kooperativ-gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses analysiert worden, so müssen sich nun unter den neuen Bedingungen diese Dimensionen gesamtgesellschaftlich spezifizieren.

Ich bezeichne diese gesamtgesellschaftliche Spezifikation von Mitteilung und Weitergabe als „Verbreitung“ und „Überlieferung“:

Verbreitung meint jene Dimension gesamtgesellschaftlicher Kommunikation, durch die Individuen der Gesellschaft über ihre direkten sozialen Beziehungen hinaus miteinander kommunikativ in Verhältnis gesetzt sind.

Unter der Überlieferung ist jene Dimension gesamtgesellschaftlich vermittelter Kommunikation zu verstehen, bei der sich die Individuen der Gesellschaft nicht nur über ihre direkten sozialen Beziehungen hinweg kommunikativ ins Verhältnis setzen, sondern auch die historische Kontinuität des nunmehr gesamtgesellschaftlichen Erfahrungs- und Wissensfundus sichern bzw. weiterentwickeln.

Die weitergebend/mitteilenden kommunikativen Handlungen waren „operativ“ gesehen in hohem Maße auf den aktuellen Vollzug des Sprechens/Hörens verwiesen. Dies ändert sich insofern, als es nun möglich und notwendig ist, den raumzeitlichen Unmittelbarkeitsbezug durch die materialisierende/materialisierte Zeichenverwendung zu durchbrechen. Dabei kommt es zu einer Nutzung von bestimmten Potenzen der „gesellschaftlichen Natur des Menschen“, spezifischer visuell motorischer Funktionsabläufe zur geplanten Hervorbringung und Erfassung von Zeichen,

hauptsächlich in Form des Lesens und Schreibens. Dies bedeutet nicht, daß diese operativen Fähigkeiten und Fertigkeiten per se überliefernde/verbreitende Kommunikation konstituieren. Die entscheidende Qualität gewinnt Kommunikation als Aspekt des übergreifenden, gesamtgesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses. Nach wie vor gibt es kommunikative Handlungen, die operativ auf den aktuellen Vollzug des Sprechens/Hörens verwiesen sind. Mit der gesamtgesellschaftlichen Spezifizierung von Weitergabe/Mitteilung ist eine Weiterentwicklung der operativen Basis verbunden. Mit dem Voranschreiten der gesellschaftlichen Arbeitsteilung bilden sich neue gesellschaftliche Kooperationsformen heraus. Außerdem kommt es zu einer Weiterentwicklung von in sich verweisenden Bedeutungsstrukturen mit ihren sprachlich-symbolischen Repräsentanzen.

Diese Bedeutungsstrukturen bilden in sich einen objektiven Verweisungszusammenhang, der raumzeitlich übergreifend verselbständigt ist. Zur gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz gehört auch die Vermitteltheit der aktuellen Kommunikation zwischen Individuen durch die objektiven gesellschaftlichen Sprachverhältnisse. „Während vor dem „Dominanzwechsel“ die sich herausbildenden kooperativen Lebenseinheiten und die so von den Arbeitsmittel-Bedeutungen her strukturierten Bedeutungsbezüge noch in übergreifende natürliche Lebenszusammenhänge eingebettet waren und lediglich deren selektionsbedingte Spezialisierung und Optimierung darstellten, kehrt sich nach dem Dominanzwechsel in der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz dieses Verhältnis geradezu um: In der durch die verselbständigte symbolische Repräsentanz ermöglichten Synthese sämtlicher Daseinsbezüge durch die gesellschaftlich produzierten Bedeutungsverweisungen werden nunmehr auch die nicht unmittelbar durch vergegenständlichende Arbeit gesellschaftlich angeeigneten, für sich genommen im „Naturzustand“ belassenen Welttatbestände in die spezifisch menschlich-gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen einbezogen“ (ders.: 233).

Der sich entwickelnde gesellschaftliche Wissens- und Erfahrungsfundus ist durch ein immer höheres Differenzierungsniveau gekennzeichnet. Die gesellschaftliche Kommunikation als Teilmoment des gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses spezifiziert sich, die gesellschaftlichen Kommunikationsinhalte, also die in sprachlich-symbolischer Form kommunikativ zu spezifizierenden und zu vermittelnden gesellschaftlichen Bedeutungen differenzieren sich. Auch die kommunikative Entwicklung entwickelt sich: Es entstehen neue gesellschaftliche Kommunikationsformen, die den jeweils neuen Erfordernissen in bezug auf das Differenzierungsniveau der Kommunikationsinhalte und das Entwicklungsniveau der Kooperation bei der Verbreitung entsprechen. Die gesamtgesellschaftlich vermittelte, verbreitend-überliefernde Kommunikation ist also durch Spezifizierungen gekennzeichnet: 1.) Differenzierungs- und Spezialisierungsaspekte der zu verbreitenden/überliefernden Kommunikationsinhalte und 2.) besondere kooperative Aspekte der verbreitenden/überliefernden „Vermittlungs“-Formen, 3.) in je spezifischer Bewegungs- und Entwicklungsqualität.

Spezialisierungs- und Differenzierungsaspekte beziehen sich dabei auf besondere, differente „bedeutungshafte“ Strukturen, Ereignisse, Sachverhalte, Bewegungen und Entwicklungen des gesellschaftlichen Lebensgewinnungsprozesses einer Gesellschaftsformation: Ökonomische Basis, Staat, Politik, Kultur.

Kooperative Vermittlungsaspekte verbreitender/überliefernder gesellschaftlicher Kommunikation beziehen sich z.B. auf formationspezifisch geprägte Positionen und Lebenslagen von Individuen, insoweit diese an besonderen gesellschaftlichen, verbreitend-überliefernden Kommunikationsprozessen teilhaben, wie z.B. (Tages-)Schriftsteller, Journalist, Drucker, Verleger, „Leser“, „Publikum“ oder „Schreiber“, „Bibliothekar“ u.a.m.

Entwicklungs- und Bewegungsaspekte der kooperativen verbreitenden Vermittlung und der Differenzierung von Kommunikationsinhalten zu analysieren bedeutet: Aufspüren von qualitativen und quantitativen Veränderungen, stabilen Formen und Niveaus, Entwicklungsrichtungen und -sprüngen bzw. -schüben, Qualitätsumschlägen etc.. Individual- und subjekt-wissenschaftlich lassen sich diese drei Aspekte wie folgt konkretisieren:

1. Die Verbreitung/Überlieferung der Kommunikationsinhalte kann das Individuum - je nach Position und Lebenslage in ihrer formationspezifischen Geprägtheit - zur „bedeutungsgemäßen“ Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensgewinnungs-/Kommunikationsprozeß befähigen, die Kommunikationsinhalte müssen individuell-relevant sein (individuelle Relevanz der Kommunikationsinhalte). Dazu müssen die Kommunikationsinhalte in ihrem Bezug auf gesamtgesellschaftliche Erfordernisse ausweisbar sein. Die Kommunikationsinhalte erscheinen dem Individuum als Möglichkeiten, auf die es sich subjektiv beziehen kann und auf die es sich teilweise bezieht. Aus dem gesamtgesellschaftlich-vermittelten Charakter der Kommunikation(sinhalte) ergibt sich ja, daß diese Möglichkeiten nicht mehr zur Gänze durch das Individuum realisiert werden müssen und können, es ist sogar möglich, auf die subjektive Bezugnahme auf Kommunikationsinhalte weitgehend zu verzichten oder diese nur sehr eingeschränkt zu realisieren.

2. Die Verbreitung/Überlieferung kommunikativer Inhalte kann das Individuum zur kooperativen Teilhabe am gesellschaftlichen Lebensgewinnungs/Kommunikationsprozeß - je nach individueller Position und Lebenslage in ihrer formationspezifischen Geprägtheit - befähigen (individuell-kooperative Potenz von spezifischen Verbreitungs- und Kommunikationsformen). Die gesellschaftlichen Kommunikations- und Verbreitungsformen erscheinen dabei dem Individuum als Teilhabemöglichkeiten, die es subjektiv realisieren kann. Aus der gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit von Kommunikation ergibt sich auch hier, daß die subjektive Realisierung der Teilhabemöglichkeiten nicht „zur Gänze“ stattfinden muß und kann, es kann unter den vorhandenen Kommunikationsformen „auswählen“, es kann die Teilhabe „eingeschränkt“ realisieren. Die Spezifizierung der gesellschaftlichen Kommunikation bezieht sich auch auf ihre „Mittel“. Nach dem Dominanzwechsel bedarf es besonderer, vergegen-

ständlichter, materiell fixierter, sprachlich-symbolischer „Repräsentanzen“. Durch die Entstehung schriftlicher Kommunikationsmittel wird die raum-zeitliche Unmittelbarkeit durchbrochen.

3. Neben der individuellen Relevanz der Kommunikationsinhalte und der individuellen kooperativen Potenz der Verbreitungs-/Kommunikationsformen ist kategorialanalytisch noch die individuelle kommunikative Entwicklungspotentialität von Kommunikationsinhalten und -formen zu bestimmen. Damit wird auf den Umstand verwiesen, daß die individuelle Relevanz von Kommunikationsinhalten sich daran bemessen kann, ob die subjektive Bezugnahme auf die je spezifischen Kommunikationsinhalte die subjektive (kommunikative) Handlungsfähigkeit unter „bestehenden“ Bedingungen sichern bzw. erweitern hilft, oder ob sie eine Erweiterung der subjektiven Handlungsfähigkeit über die bestehenden („kommunikativen“) Verhältnisse hinaus nahelegt. Desgleichen die individuell-kooperative Potenz spezifischer Kommunikationsformen lediglich eine subjektive, kooperative Teilhabe unter bestehenden Verhältnissen sichert/erweitert oder eine die bestehenden Verhältnisse „überschreitende“ kommunikative Teilhabe nahelegt, sie also auf qualitativ neue kooperative Entwicklungsniveaus verweist. Die individuelle kommunikative Entwicklungspotentialität von Kommunikationsinhalten und -formen ist in ihrer formationspezifisch geprägten Lage- und Positionsspezifik zu bestimmen.

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wollte man versuchen, anhand von historisch-empirischem Material den Konstitutionsprozeß gesellschaftlich-menschlicher Kommunikation auszuweisen.¹¹ In diesem Zusammenhang muß eine sehr kurze Skizzierung genügen:

Nach dem Dominanzwechsel (historisch nach der sogenannten Neolithischen Revolution) bedurfte es spezifischer gesellschaftlicher Bedingungen, die Entwicklung gesellschaftlicher Kommunikationsinhalte, -formen und -mittel zu determinieren. In den „altorientalischen Klassengesellschaften“ waren es vor allem die neuen ökonomischen (Palast- und Tempelwirtschaften) und politischen (Despotie, Königtum, Priesterherrschaft) Verhältnisse und die Entfaltung resultierender gesellschaftlicher Sphären, die entsprechende Kommunikationsinhalte gesellschaftlich relevant werden ließen. Es entstanden neue Kommunikationsformen wie Briefe, Dekrete, Edikte, Urkunden und (überliefernd) Königlisten, Inschriften, Gebetstexte, Heldenlieder, Handbücher etc.. Wesentliche Entwicklungsvorstufen dieser Kommunikationsinhalte und -formen lassen sich bereits bei steinzeitlichen Sozietäten (im Rahmen der „protoideologischen“, magischen, animistischen usw. Praxen) nachweisen.

Die Entwicklung der neuen Kommunikationsinhalte und -formen war nur möglich, weil auch be-

¹¹ Ausführlich habe ich dies in Kapitel 5 der Dissertation (Haupt 1995) *Humankommunikation II: Die Entwicklung verbreitender/überliefernder, schriftlicher Kommunikation* versucht.

züglich der Kommunikationsmittel sich ein Qualitäts-umschwung vollzog. Verschiedene Momente und Entwicklungszüge, die sich bei den „Vorstufen“ der schriftlichen Kommunikation herausgebildet hatten (Konventionalisierung, Schematisierung, Vereinfachung, semantisch-syntaktische Komplexität, Abstraktion etc.) wurden quasi „zusammengeschlossen“ zur phonetisierten Schrift („Sichtbarmachung der hörbaren Sprache“).

Unter den besonderen Bedingungen der antiken Sklavereigesellschaft (Fernhandel, individualisiertes Privateigentum, Bankierswesen, Rechtsgeschäfte, einer von „körperlicher“ Arbeit befreiten „Oberschicht“) kam es zur Entwicklung eines hochdifferenzierten, komplexen Systems verbreitend/überliefernder Kommunikationsinhalte und -formen, wobei kulturell-ideologische Determinanten für die Entwicklung wesentlich waren. Mit der alphabetisierten Schrift entstand ein einfach zu handhabendes, flexibles, die „Verbreitung“ begünstigendes Kommunikationsmittel.

Damit sind die wesentlichen Kategorien bestimmt, um Kommunikation in ihrer gesellschaftlich-menschlichen Spezifik zu fassen. Es werden wesentliche, tragfähige Kategorien bestimmt, die es m.E. erlauben, eine grundbegriffliche Basis der Kommunikationswissenschaft zu konstituieren.

Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß in der zugrundeliegenden Dissertation noch weitere Kategorien bestimmt werden. Unter bürgerlichen Lebensverhältnissen entfaltet sich eine Kommunikationsentwicklung, die durch eine spezifische Eingeschränktheit von Kommunikation gekennzeichnet ist. Die Kommunikationsinhalte erweisen sich als partiell individuell relevant, die Kommunikationsformen als partikular kooperativ potent, und die Entwicklungspotentialität von Kommunikationsinhalten und -formen wird als bloß quantitative ausgewiesen. In Widerspruch dazu zeigen sich Entwicklungszüge in Richtung verallgemeinerter individueller Relevanz von Kommunikationsinhalten und verallgemeinerter kooperativer Potenz der Kommunikationsformen, und die Entwicklungspotentialität von Kommunikationsinhalten und -formen erweist sich als qualitative.¹² (Fortsetzung folgt)

LITERATUR

Dröge, F.: *Kommunikationsgeschichte als Konstitutionslogik kommunikativen Handelns*. In: *Medien und Zeit*, 2/1992, S. 11-14.

Fébre, L.: *Das Gewissen des Historikers*. Berlin 1988.

Handbuch Qualitative Sozialforschung (herausgegeben von Flick, U.; Kardorff, E.v. u.a.). München 1991, S. 34.

Haupt, H.-J.: *Am Anfang war der Schreib. Überlegungen zur historisch-kategorialanalytischen Fundierung Kritischer Kommunikationswissenschaft*. Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie der Grund- und Integrativwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, 1994.

Heberer, J.: *Das Tier-Mensch-Übergangsfeld*. In: *Studgen*, 11, 1958.

Holzkamp, K.: *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt am Main 1983.

Jagschitz, G.: *Moderne Entwicklung der Zeitgeschichte – Impulse für die Kommunikationsgeschichte*. In: *Wege zur Kommunikationsgeschichte* (Bobrowsky; Langenbuecher, W.R. Hrsg.). München 1987.

Langenbuecher, W.R.: *Ein Plädoyer, Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben*. In: *Medien und Zeit*, 3/1987, S. 13-16.

Langenbuecher, W.R.: *Darstellungslücken trotz reger Forschung. Zur gegenwärtigen Situation der Kommunikationsgeschichte*. In: *Medien und Zeit*, 3/1992, S. 8-10.

Leiser, E.: *Widerspiegelungscharakter von Mathematik und Logik*. Frankfurt am Main 1978.

Leontjev, A.N.: *Probleme der Entwicklung des Psychischen*. Frankfurt am Main 1973.

Markart, M.: *Methodik subjektwissenschaftlicher Forschung jenseits des Streits um quantitative und qualitative Methoden*. Hamburg 1991.

Marx, K.: *Das Kapital. Erster Band*. Berlin 1962.

Osterkamp, U.: *Grundlagen der psychologischen Motivationsforschung I*. Frankfurt am Main 1977.

¹² Ausführlich dazu das Kapitel 6 der Dissertation, in dem eine umfassende Herleitung dieser Kategorien versucht wird. Wegen der Fülle des dort präsentierten historisch-empirischen Materials, der zahlreichen Bezugnahmen auf traditionelle Vorbegriffe der Kommunikationswissenschaft und der sehr differenzierten kategorialen Bestimmungen verbietet sich eine quasi-summarische Zusammenfassung.

CLAUDIA HEFNER

Die Wiederentdeckung der Sozialreportage in den siebziger Jahren

Mitte der 70er Jahre taucht eine „neue“ journalistische Darstellungsform auf und bereichert in der Folge den österreichischen Fernseh- und Magazinjournalismus: Die Sozialreportage, eine während der grau-braunen Jahrzehnte gänzlich unerwünschte und daher bald in Vergessenheit geratene Form der Wirklichkeitsvermittlung erlebt zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert eine Blütezeit. Tatsächlich werden in diesem Jahrzehnt Sozialreportagen in gewisser Hinsicht „modern“, Sozialreportagen zu verfassen, ist nun regelrecht „in“.¹ Nicht nur die kritischen, eher „links“ orientierten Magazine, die im Laufe der 70er Jahre neugegründet wurden, sondern auch bereits etablierte, bürgerliche Medien tragen den gesellschaftlichen und journalistischen Trends Rechnung: Sozialkritische Journalisten, die gewissermaßen eine Alibifunktion erfüllen, werden in den Redaktionen geduldet, Sozialreportagen hin und wieder auch an publikumsträchtiger Stelle platziert.

Der neuerliche Aufschwung der Sozialreportage geht einher mit einer Stimmung des Aufbruchs und Neubeginns, welche in Österreich Einzug gehalten hat. So gelten die 70er Jahre als besonders fortschrittlich und aufgeschlossen gegenüber sozialen Erneuerungen, als Jahrzehnt allgemeinen Wohlstands in Österreich, als die sogenannten „Goldenen 70er Jahre“². Der klassische Wohlfahrtsstaat wird in dieser Epoche installiert, die Bezeichnung Österreich als „Insel der Seligen“ geprägt. Der Wille, Österreich nachhaltig zu verändern, ist wesentliches Merkmal der Gesellschaftspolitik dieses Jahrzehnts, der Nachholprozeß Österreichs ist eingeleitet. Längst fällige gesamtgesellschaftliche Reformen finden in den 70er Jahren unter den Schlagworten „Demokratisierung“ und „Pluralisierung“ eine gesetzliche Verankerung.

Studentenbewegung

Die sozialen Reformen der 70er Jahre sind allerdings nicht erklärbar, betrachtet man sie abgelöst von dem gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß Österreichs in der Nachkriegszeit. Vielmehr sind sie der direkte, spezifisch österreichische Ausdruck des offenen politischen Klimas, welches überall in den westlichen Demokratien

der Studentenbewegung gefolgt war. Erst die Studentenbewegung, das Aufbegehren einer jungen, aufmüpfigen Generation gegen das Establishment, hat in der zweiten Hälfte der 60er Jahre den Bruch mit den alten Werten und Traditionen mit sich gebracht und den Boden für Reformen bereitet. Alte gesellschaftliche Strukturen werden nun grundsätzlich in Frage gestellt; die Jungen streben der Verwirklichung neuer, eher „links“ orientierter Gesellschaftsutopien nach.

Kein so starker Revolutionswind wie in Deutschland, eher ein „laues Mailüftel“³ war auch in Österreich am Höhepunkt der Studentenbewegung spürbar, als sie an der „Jodenmanteligen Biederkeit“⁴ der Nachkriegsjahre rüttelte und schließlich diese muffige Zeit endgültig verblasen konnte. Erstmals erfolgt nun eine kritische Auseinandersetzung mit der österreichischen Vergangenheit und deren Konsequenzen für die Gegenwart. Und auch die Bereitschaft, sich auf Kritik an den Unzulänglichkeiten im eigenen Land einzulassen, ist gewachsen. Die Studentenbewegung hat ein offeneres, toleranteres, aber auch kritischeres Klima in Österreich zurückgelassen sowie den Glauben an die Veränderbarkeit von gesellschaftlichen Strukturen, zwei Faktoren, welche die grundlegenden Reformen im darauffolgenden Jahrzehnt erst möglich machten. Sie ist Wegbereiter der sozialen Errungenschaften der 70er Jahre. Erstmals in der Nachkriegszeit sind in Österreich in den 70er Jahren die verkrusteten Strukturen aufgebrochen.

Der gesamtgesellschaftliche Öffnungsprozeß, der zuvor schon sämtliche Staaten Westeuropas und die USA erfaßt hat, setzt nun auch hierzulande - in abgeschwächter Form - ein und stellt neue Anforderungen an den österreichischen Journalismus: Anleihen werden vor allem bei der BRD, der „hegemonialen Bezugsgröße“⁵ Österreichs im Bereich der Massenkommunikation, genommen. Unter anderem kommt auf diesem Weg auch die Form der Sozialreportage nach Österreich. Nachweislich mit einer Verspätung von rund einem halben Jahrzehnt gegenüber Deutschland bereichert sie ab Mitte der 70er Jahre nun auch die heimische Palette journalistischer Darstellungsformen.

Die Sozialreportage, Versuch einer Definition

Die Sozialreportage ist eine Form journalistischer Wirklichkeitsvermittlung, in welcher das anwaltschaftliche Selbstverständnis des Journalisten ihren Ausdruck findet. Thema der Sozialreportage ist die Ordnung der Gesellschaft im engeren, geographisch und personell überschaubaren Bereich, also der vergesellschaftete

¹ Bei vorliegendem Beitrag handelt es sich um eine gekürzte Fassung der kommunikationswissenschaftlichen Diplomarbeit der Verfasserin: *Die Sozialreportage. Zur Wiederentdeckung einer journalistischen Form im österreichischen Fernseh- und Magazinjournalismus der siebziger Jahre. Eine Analyse der Magazine profil, Extrablatt, teleobjektiv und Prisma*. Dipl. phil., Wien 1994.

² Ronald J. Pohoryles: *Die Goldenen 70er Jahre? Reformpolitische Optionen und gesellschaftliche Herausforderungen im Modernisierungskontext*. Wien 1990.

³ Horst Christoph, u.a.: *„So, jetzt die Steine.“ 1968 - Prager Frühling, Pariser Mai, Wiener Wursteln. Österreich war anders. Österreich wurde anders*. In: *profil*, Jg. 24, Nr. 16/1993, 19.4.1993, 30.

⁴ Heinrich Böll: *Hauptstädtisches Journal*. In: H.B.: *Doktor Murkes gesammeltes Schwerges und andere Satiren*. Köln/Berlin 1965, 118-136, hier: 123.

⁵ Hans Heinz Fabris: *Journalismus im "neuen" Österreich*. In: H.H.F. Fritz Hausjell (Hg.): *Die vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien 1991, 1.9, hier: 6.

Mensch, wodurch sie einen bewußten Ausgleich zur Themenauswahl der journalistischen Gattungen Nachricht und Bericht herstellt. Ihre Arbeitsweise, über den Umweg der Veröffentlichung - gleichweise mechanisch - in die Realität rückwirken zu wollen, ist politisch motiviert und in der Nähe der Aktionsforschung angesiedelt. Bei der Sozialreportage handelt es sich somit um eine „ausschließlich öffentliche, politische Darstellungsform“⁶.

Die Sozialreportage stellt Ausgleich und Ergänzung zur Einseitigkeit medialer Berichterstattung her. Sie zeigt „das Gesellschaftliche als soziale Beziehung von Politischem und Privatem“⁷, ihr Material ist das „Unscheinbare, Alltägliche, insofern es sich als problemhaltig entpuppt“⁸. Sie macht die „Geschichte von unten“ zu ihrem Thema, die Erfahrungsgeschichte eines einzelnen Betroffenen, welche in Beziehung zu politischen, ökonomischen und sozialen Strukturen gesetzt wird. Damit bekennen sich Sozialreporter dezidiert zum „Meinungsjournalismus“: Sie ergreifen ganz bewußt Partei für Unterprivilegierte, sie verleihen Minderheiten, die an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden, ihre Stimme, bringen gesellschaftlich bedingte Probleme und deren Ursachen zur Sprache und bieten oftmals auch Vorschläge zur Problemlösung an. Als Vertreter eines anwaltschaftlichen journalistischen Selbstverständnisses haben sie „das Prinzip der Distanz zum Berichtsgegenstand aufgegeben und an seine Stelle das Prinzip der Teilnahme gesetzt“⁹.

Indem Sozialreporter „Sprachlosen“ eine Stimme verleihen, auf gesellschaftliche Mißstände aufmerksam machen, diese durch Niederschrift entpersönlichen und zu deren Bewältigung auffordern, tragen sie zur demokratischen Entwicklung der Gesellschaft bei: Die Sozialreportage erfüllt eindrucksvoll die demokratiepolitisch essentiellen Funktionen der Massenmedien, die Funktionen der Information, der Artikulation sowie der Kritik und Kontrolle durch mediale Berichterstattung. Sie stellt als Form des anwaltschaftlichen Journalismus „Zusammenhänge zwischen gesamtgesellschaftlich auf Grund bestimmter Herrschaftsverhältnisse bedingten Entscheidungen und der Situation der Entscheidungsbetroffenen“¹⁰ her. Sie deckt auf, was im Interesse der herrschenden Schichten verdeckt bleiben soll,¹¹ Damit ist die Sozialreportage aber - gemäß der „subversiven“ Absicht und der bewußt realitätsbezogenen Arbeitsweise der Reporter - nach einem „ideologischen Schema zusammengesetzt“¹².

Bei der Erarbeitung eines Themas wird den Sozialreportern „sachliche Nüchternheit und unbestechliche Wahrhaftigkeit“¹³ abverlangt, um trotz aller „Subjektivität“ der Gattung ihren dokumentarischen Charakter und damit auch Glaubhaftigkeit zu bewahren. In ebendiesem methodisch dokumentarischen Zugriff auf Wirklichkeit sowie in den Postulaten der Faktentreue und Augenzeugenschaft zeichnet sich auch ein Nahverhältnis der Sozialreportage zu sozialwissenschaftlichen Studien ab: ein Nahverhältnis, das auf historische Entwicklungszusammenhänge zwischen literarischen, sozialwissenschaftlichen und journalistischen Formen der Wirklichkeitssicht verweist. Die Sozialreportage liegt am Schnittpunkt sozialwissenschaftlicher und geisteswissenschaftlicher Entwicklungslinien.

Zunehmend werden Sozialreportagen als „Vorläufer und Quellen für moderne Alltagsgeschichtsforschung“¹⁴ betrachtet, da sie ähnlich den Methoden der „oral history“ das Gespräch mit Betroffenen und Zeugen zur Grundlage ihrer Arbeit machen. Folglich sind auch die Vorwürfe ähnlich, die gegen Sozialreportage und Alltagsgeschichte erhoben werden: „Sie seien singular und punktuell, sie beharrten auf dem Anspruch des Individuellen, sie sperrten sich gegen die Einordnung in den geschichtlichen Bewegungsablauf“¹⁵. Sie bildeten nur Oberflächenwirklichkeit ab und vermochten nicht zu abstrahieren oder zu reflektieren. Die Verfechter der Sozialreportage und der „oral history“ wiederum widersetzten den Vorwürfen: Geschichte werde nicht als komplexe Konstruktion betrachtet, sondern als „kommunikativer Prozeß“¹⁶ gemeinsam mit Betroffenen erarbeitet, da „jeder Mensch seine Geschichte“¹⁷ hat. Erst durch die „Sichtbarmachung der Arbeit und der Lebensweise“¹⁸ im täglichen Erleben werde das einseitige „Bild der akademischen Geschichtsschreibung“¹⁹ illustriert und greifbar gemacht.

¹³ Friedrich G. Kürbis (Hg.): *Der Arbeitsmann, er stirbt, verdirbt, wam sieht er auf? Sozialreportagen 1880 bis 1918*. Berlin, Bonn 1982, 14.

¹⁴ Hannes Haas: *Die hohe Kunst der Reportage. Wechselbeziehung von Literatur, Journalismus und Sozialwissenschaft*. In: *Publizistik*, Jg. 32, Nr. 3/1987, S. 279 und S. 290. Neben dem journalistischen Genre der Sozialreportage bezeichnet Haas die frühe Reisebeschreibung - mit ihren engen Bezügen zur Ethnologie -, den Korrespondentenbericht, das Feuilleton, sozialstatistische Erhebungen bzw. die verschiedenen, als Reaktion auf Pauperismus und soziale Frage erstellten Sozialberichte als Frühformen der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Alltag. Erst die literarische Sozialreportage eines Max Winter oder eines Egon Erwin Kisch vereint diese Frühformen in sich. Ihre ideale Ausprägung finden sie, nach Haas, in den sozialwissenschaftlichen Arbeiten *Die Angestellten* [1930] von Siegfried Kracauer und *Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch* [1933] von Marie Jahoda, Paul F. Lazarfeld und Hans Zeisel.

¹⁵ Riesentellner, *Sozialreporter*, 4.

¹⁶ Ebd., 2.

¹⁷ Bolesch, *Fernsehen*, 16.

¹⁸ Egon Erwin Kisch: *Die Reportage als Kunstform und Kampfform* [1935]. In: Theodor Karst (Hg.): *Reportagen*. Stuttgart 1976, 163-166, hier: 166.

¹⁹ Haas, *Kunst*, 290.

⁶ Stefan Riesentellner: *Der Sozialreporter. Max Winter im alten Österreich*. Wien 1987, 1.

⁷ Riesentellner, *Sozialreporter*, 1.

⁸ Theodor Karst (Hg.): *Reportagen*. Stuttgart 1976, 8.

⁹ Fabris, *Journalismus*, 210.

¹⁰ Ebd., 222.

¹¹ Michael Geisler: *Die literarische Reportage in Deutschland. Möglichkeiten und Grenzen eines operativen Genres*. Königstein 1982, 7.

¹² Riesentellner, *Sozialreporter*, 3.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Die journalistische Gattung der Sozialreportage ist Ausdruck einer Gesellschaftsicht „von unten“, deren Grundlage das persönliche Gespräch des journalistischen Anwalts mit Zeugen und Betroffenen bildet. Jedoch ausschließlich dem Sozialreporter obliegt die Entscheidung, inwieweit er den Betroffenen ein mediales Podium anbietet oder als gestaltender und interpretierender Filter zwischen Betroffene und Publikum tritt. Festgelegt wird seine journalistische Rolle nicht zuletzt durch seine Sozialisation, seine ideologische (Selbst-)Positionierung und seiner sich daraus ergebenden Veränderungsabsicht. Jede Sozialreportage ist daher innerhalb dieses Spannungsfeldes zwischen Partizipation und Anwaltschaft anzusiedeln.

Generell ist der Wert von Sozialreportagen nicht zu unterschätzen. Die Besonderheiten in der Gestaltung sowie der thematischen Auswahl stellen eine notwendige Ergänzung zum abgehobenen, abstrakten Aktualitätsjournalismus dar. Probleme aus dem alltäglichen Erleben von Betroffenen und deren gesamtgesellschaftlicher Hintergrund werden aufgezeigt und bleiben wohl ansonsten weitgehend unbeachtet.

In Anlehnung an das Postulat Kisehs, Aufgabe der sozialen Reportage sei es, Arbeit und Lebensweise sichtbar zu machen²⁰, können nach Ansicht der Verfasserin ebenfalls Reportagen aus der Arbeitswelt, die oftmals von Theoretikern als eigenständige Form der literarischen Reportage behandelt werden, unter dem Begriff „Sozialreportage“ subsumiert werden. Es handelt sich also keineswegs um eine terminologische Ungenauigkeit, wenn die Arbeitsweltreportagen von Max Winter und Egon Erwin Kisch oder etwa die Industrie-reportagen Wallraffs als Spielarten der Sozialreportage bezeichnet werden, sondern um eine absichtliche Zusammenführung der verschiedenen Themenbereiche der Sozialreportage. Enthüllungreportagen, Reisereportagen sowie Lokal-, Polizei- und Gerichtsreportagen werden hingegen als eigenständige Formen der literarischen Reportage neben der Form der Sozialreportage betrachtet und somit in dieser Studie nicht berücksichtigt.

Zum „Gebrauchswert“ von Sozialreportagen

Eine kritische Lesart von Sozialreportagen setzt in jedem Fall die Rekonstruktion der „ideologischen Klammern“²¹, die durch den Autor gesetzt werden, voraus. Die Frage nach der Operativität, also dem strategischen Einsatz von Literatur zur „Veränderung der Wirklichkeit selbst, oder doch eines Teils davon“²², ist wichtiges Kriterium bei der Beurteilung einer Sozialreportage, räumen ihr doch die jeweiligen Autoren gemäß ihres politischen Standpunktes unterschiedliche Bedeutung ein. Dementsprechend gibt es ebenso viele Definitionen der Sozialreportage wie Vorstellungen

über deren „Gebrauchswert“, aber keine Definition von allgemeiner Gültigkeit.

Bei der Suche nach einer Definition der Sozialreportage stößt man lediglich auf eine Vielzahl unterschiedlicher theoretischer Ansätze. So verzeichnet Kürbisch eine auffällige Gleichzeitigkeit in den Anfängen der journalistischen Gattung der Sozialreportage und dem beginnenden „Emanzipationskampf des Proletariats“²³. Ab dem Jahre 1880 wären „die ersten Sozialreportagen in der Presse und in den Zeitschriften der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung“²⁴ anzutreffen²⁵. „die ersten Verfasser dieses Genres Träger des Emanzipationskampfes der Arbeiterklasse gewesen: Funktionäre, Redakteure und Schriftsteller“²⁶. Exemplarisch für den Ansatz von Kürbisch soll die Sozialreportage *Die Lage der Ziegelarbeiter*²⁷ [1888] von Victor Adler, dem geistigen Führer der österreichischen Sozialdemokratie, sowie sein Engagement für die ausgebeutete Arbeiterschaft generell hervorgehoben werden. Aber auch die Sozialreportagen eines Max Winter zur Jahrhundertwende und die Erfahrungsberichte aus dem unmittelbaren Lebens- und Arbeitsbereich sogenannter Arbeiter-Korrespondenten, die den „Rohstoff“ für redaktionell weiterverarbeiteten Sozialreportagen lieferten, erfüllen politische Aufgaben: Die „Bewußtmachung und Solidarisierung“²⁸ der Arbeiter, vor allem im Rahmen eines strategischen, gewerkschaftlichen Handelns, wird von den sozialdemokratisch orientierten Sozialreportern angestrebt.

Die „Darstellung gesellschaftlicher Wirklichkeit als Tatsache und aller sie kennzeichnender Details“²⁹ mittels der Sozialreportage sei „eines der herausragendsten Instrumente der Aufklärung, eine politische Waffe ersten Ranges“²⁹, ist Kürbisch überzeugt, jedoch „viele Redakteure verplempern sie für 08/15-Themen“³⁰, bedauert der Kommunikationswissenschaftler Pürer. Tatsächlich werden der Sozialreportage oftmals überhöhte operative Eigenschaften zugesprochen: Sie könne „die Machthaber zur Einhaltung gesellschaftlicher Spielregeln zwingen oder sie gar in ihrer Existenz erschüttern“³¹, wird vermutet. Zumindestens aber biete sie eine Plattform für die „großflächige Einflußnahme

²³ Kürbisch, *Arbeitsmann*, 14.

²⁴ Ebd.

²⁵ Geisler, *Reportage*, 30; Geisler widerlegt die von Kürbisch genannte Jahreszahl und verweist auf Sozialreportagen, die bereits vor 1880 geschrieben wurden; z.B. Georg Weerth: *Skizzen aus dem sozialen und politischen Leben der Briten* [1843–1844], Wilhelm Wolff: *Das Elend und der Aufruf in Schlesien* [1845], Ernst Dronke: *Berlin* [1846].

²⁶ Kürbisch, *Arbeitsmann*, 14.

²⁷ Victor Adler: *Die Lage der Ziegelarbeiter*. In: *Die Gleichheit*, Wien 1.12.1888, zit. nach: Kürbisch, *Arbeitsmann*, 45–49.

²⁸ Kürbisch, *Arbeitsmann*, 15.

²⁹ Ebd., 10.

³⁰ Heinz Pürer (Hg.): *Praktischer Journalismus in Zeitung, Radio und Fernsehen*. Salzburg 1990, 138.

³¹ Kürbisch, *Arbeitsmann*, 10.

²⁰ Kisch, *Reportage*, 166.

²¹ Riesenellner, *Sozialreporter*, 48.

²² Raoul Hübner/Erhard Schütz (Hg.): *Literatur als Praxis?* Opladen 1976 (= Lesen, Bd. 4), 7.

auf das soziale Weltverständnis des Laien³², wozu sich die wissenschaftliche, soziologische Literatur nicht instande sieht.³³ Die Frage nach der „richtigen gesellschaftlichen Zukunft“³⁴, welcher die operative Literatur nacheifert, wird von Auer relativiert: Er schreibt der Sozialreportage zwar zu, ein

„Instrument des Kampfes und der Anklage gegen Unzulänglichkeiten und Mißstände“ zu sein, aber ebenfalls ein „Instrument der Verherrlichung sozialer Verhältnisse“³⁵.

Realismuskussion

Jeder Versuch, eine weithin akzeptierte Definition und somit theoretische Fundierung der Sozialreportage zu finden, muß zwingend an der grundsätzlichen Frage nach dem vermuteten operativen Wert des Genres der Reportage allgemein scheitern. Ebendiese der Reportage zugeschriebene Operativität erhitze bereits in den 20er und frühen 30er Jahren des 20. Jahrhunderts die Gemüter einflußreicher Theoretiker, als publizistische Elemente der realistischen Strömung der Neuen Sachlichkeit³⁶ besonders entgegenkamen und in der Folge in die Literatur eindringen.³⁷ Die Reportage erlebte ihre Blütezeit.

Dank der Auseinandersetzungen zwischen Georg Lukacs³⁸, Walter Benjamin, Siegfried Kracauer und anderer im Rahmen der Realismuskussion nahm die Reportage, die ursprünglich „wissenschaftstheoretisch und geschichtlich dem Bereich der Publizistik“³⁹ zugeordnet worden war, nun auch „einen Platz unter den

literarischen Gattungen ein“⁴⁰. Eine ernstzunehmende, „selbstkritische Diskussion im Journalismus überhaupt“⁴¹ über die Beziehung des Berichterstatters zur Wirklichkeit setzte erstmals ein. Der „traditionelle Primat von Roman und Theater“⁴² gegenüber der Fotografie, dem filmischen Genre und der Reportage⁴³ wurde in Frage gestellt. Aber erst Kisch, der sich nicht an der Realismuskussion beteiligt hatte, argumentierte folgerichtig, daß die Ästhetik der Reportage sich nicht von ihrer politischen Funktion trennen ließe.⁴⁴

Gemäß den Vorstellungen Kischs und anderer marxistisch geprägter Theoretiker, die die Reportage als operative Gebrauchsform betrachten, wurden ihr ausschließlich Themen mit „sozialer Sprengkraft“⁴⁵ zugeschrieben. Durus bezeichnete den Begriff „soziale Reportage“, der von Max Winter 1903 geprägt worden war⁴⁶, sogar als eine „Tautologie“, da jede wirklich schöpferische „Spiegelung der Wirklichkeit“ das Soziale unbedingt miteinschleife.⁴⁷

Keine erkennbare Beziehung der heute ausgeübten Praxis zur Tradition der Reportage im deutschsprachigen Raum sehen wiederum die meisten Praktiker.⁴⁸ Sie halten die Reportage „grundsätzlich für alle Themen offen“⁴⁹: Für Haller liefert

³² Heinz Hartmann: *Sozialreportagen und Gesellschaftsbild*. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Kultur und Alltag. Serie: Soziale Welt*. Sonderbd.6, Göttingen 1988, 341–352, hier: 348.

³³ Dieser Vorschlag des Soziologen Hartmann korrespondiert mit den Anforderungen an sogenannte Wissenschaftsreportagen. Themen aus Naturwissenschaft, Medizin, Psychologie, Umwelt- und Sozialwissenschaften einer breiteren Öffentlichkeit zu übermitteln und die Diskussion über die ethisch-moralische Dimension wissenschaftlicher Entwicklungen zu beleben.

³⁴ Hübnér/Schütz, *Literatur*, 8.

³⁵ Auer, *Reportage*, 194.

³⁶ Vgl. Helmut Lethen: *Neue Sachlichkeit. Studien zur Literatur des „Weißen Sozialismus“*. Stuttgart 1970; Als „Neue Sachlichkeit“ wird eine realistische Kunstrichtung für ein breites Publikum auf den Gebieten der Malerei, der Fotografie, des Designs, der Literatur und des Journalismus verstanden, die sich gegen die elitäre, subjektiv gefühlbetonte Geisteshaltung des Spätexpressionismus wendet. Ihre literarischen Formen waren dokumentarischen Kriterien untergeordnet. Zeitgenössische, theoretische Positionen zur „Neuen Sachlichkeit“ wurden unter anderem von Heinz Kindermann, Georg Lukacs sowie Siegfried Kracauer abgesteckt.

³⁷ Karst, *Reportagen*, 14.

³⁸ Vgl. Georg Lukacs: *Reportage oder Gestaltung? Kritische Bemerkungen anlässlich eines Romans von Ottwalt [1932]*. Zit. nach: Theodor Karst (Hg.): *Reportagen*. Stuttgart 1976, 159–163. Vgl. auch Martin H. Ludwig: *Industriereportage in der Arbeiterliteratur. Theoretische Positionen und Beispiele*. Barthel – Grünberg – Hahn – Kisch – Lukacs. Hofffeld 1977, 24.

³⁹ Karst, *Reportagen*, 6.

⁴⁰ Karst, *Reportagen*, 14.

⁴¹ Vgl. Wolfgang R. Langenbacher (Hg.): *Sensationen des Alltags. Meisterwerke des österreichischen Journalismus*. Wien 1992, 13.

⁴² Christian Siegel: *Egon Erwin Kisch. Reportage und politischer Journalismus. Studien zur Publizistik*. Bremen 1973, 66.

⁴³ Vgl. Hannes Haas: *Die Fotometapher in der Reportagediskussion. Ein Beitrag zur Genetheorie und Genekunde*. In: *Medien & Zeit*, Jg 1, H.4/1986, 13–22; Aufgrund der gleichzeitigen Entwicklung und der scheinbaren Affinität von Reportage, Film und Fotografie wird von der Arbeitsweise der Reportage fälschlicherweise gefordert, eine spiegelbildliche Faktendokumentation zu sein. Diese Frage nach der sogenannten Fotometapher erhält entscheidende Bedeutung in der Reportagediskussion, da sie „nicht zuletzt von der Abbild- zur Konstruktionstheorie von Wirklichkeit führt und somit Medienrealität problematisiert“.

⁴⁴ Kisch, *Reportage*, 163f. Kisch beteiligte sich jedoch nicht an der Auseinandersetzung zwischen Lukacs und Ottwalt.

⁴⁵ Geisler, *Reportage*, 121.

⁴⁶ Friedrich G. Kürbis (Hg.): *Erkundungen in einem unbekanntem Land. Sozialreportagen von 1945 bis heute*. Berlin, Bonn 1981, 11.

⁴⁷ Durus [d. Alfred Kemeny]: *Über Reportage und Kunst*. [1928] zit. nach: Christian Ernst Siegel: *Die Reportage*. Stuttgart 1978, 130.

⁴⁸ Hermann Scheiber: *Über die „journalistische Kunstform Reportage“: Kennzeichen und Merkmale*. In: Michael Haller: *Die Reportage. Ein Handbuch für Journalisten*. München 1987, 245–252, hier: 245.

⁴⁹ Auer, *Reportage*, 163.

jeder für die Leserschaft interessante Aspekt, der einen direkten Zugang zu den Akteuren erlaubt und der den Reporter in erlebnisstarke Situationen stellt⁵⁰.

ein gutes Reportagethema. Damit könne eine Definition der Gattung niemals allgemein und nur individuell, also über den Autor erfolgen. Ihre Funktion sei

seit rund 2400 Jahren die gleiche geblieben: nämlich die Zuhörer/ Leser am Geschehen teilhaben, sie miterleben [zu] lassen durch die authentische Erzählung⁵¹.

Der Begriff der Sozialreportage wird von Haller umgangen, an seine Stelle die „beschreibende“ sowie die „problematisierende (wertende) Milieureportage“⁵² gesetzt. Die Sozialreportage als Spielart der „sozialistischen Reportage“, deren subjektives Element sich auf die Berichterstattung vom „Klassenstandpunkt“⁵³ aus beschränkt, scheint überholt. Unmittelbar meßbare Wirkungen der Reportage werden von den Praktikern nicht erwartet.

Der begrifflichen und inhaltlichen Reduzierung der Sozialreportage, der literarischen Reportage allgemein, kann deren Geschichte entgegenghalten werden. Nicht zufällig fand die Diskussion über die Operativität der Reportageform 1933 mit der nationalsozialistischen Machtergreifung in Deutschland ein abruptes Ende. Das Konzept einer propagandistischen Verbreitung von Nachrichten schloß die Verwendung operativer, dokumentarischer, informationsorientierter Literaturformen und die theoretische Auseinandersetzung mit diesen aus: Ein Ausschluß, der parallel mit der „Erosion jener Grundrechte und sozialen Errungenschaften geht, für die diese Literaturformen sich einsetzen“⁵⁴. Erst mit dem Aufkommen eines neuen Dokumentarismus im Rahmen der Demokratiebewegung Ende der 60er Jahre wird die Reportageform wiederentdeckt und erlebt in Journalismus und Literatur eine zweite Blütezeit. Angeregt von Wallraffs sensationellen Erfolgen wird auch die Debatte um eine „systematische Reportagekonzeption“⁵⁵ wieder aufgenommen.

Die Sozialreportage nach 1945

Als journalistische Anwälte, die immer den jeweils schwächsten Mitgliedern der Gesellschaft verpflichtet sind, sehen sich Sozialreporter nach Verschwinden des massenhaften Industrieproletariats mit dem Vorwurf mangelnder Legitimation konfrontiert.⁵⁶ In der Folge

wenden sie sich zunehmend von traditionellen Themen aus der Arbeitswelt ab und verstärkt den neuen sozialen Minderheiten zu: Aus dem gesellschaftlichen Gefüge gedrängte Flüchtlinge, Gastarbeiter, Obdachlose, Behinderte, Arbeitnehmerinnen, Schlüsselkinder, Rentner, Lehrlinge, Vorbestrafte, die Gesamtheit aller unterprivilegierter Mitbürger und deren Lebensbedingungen bilden nun das stoffliche Repertoire, aus welchem die Sozialreporter schöpfen. Gleichzeitig bewirkt die Wiederentdeckung des dokumentarischen Journalismus Ende der 60er Jahre die aktive Miteinbeziehung ansonsten „Sprachloser“⁵⁷. Menschen ohne „kommunikative Kompetenz“⁵⁸ werden zu einer partizipativen Teilnahme an der medialen Öffentlichkeit ermuntert und in ihren Bemühungen zu den Inhalten der Medienproduktion substantiell beizutragen unterstützt.

Die Sozialreportage nach 1945 untersucht die Toleranz, die eine Gesellschaft ihren Minderheiten entgegenbringt, sie kontrolliert die sozialen Entwicklungen und vergleicht diese mit dem idealen Selbstbild einer Gesellschaft, etwa den Verfassungsgrundsätzen. Die Widersprüche zwischen den theoretischen Konzeptionen und der sozialen Wirklichkeit in einer Demokratie werden analysiert und offengelegt. Denn

eine Gesellschaft, die sich demokratisch nennt, muß es sich gefallen lassen, auch an ihren Extremen gemessen zu werden⁵⁸.

bekundet Wallraff, auch auf die Gefahr hin, als „linker Utopist“ oder „Staats- und Verfassungsfeind“⁵⁹ bezeichnet zu werden. Die Sozialreportage als Stimmungsbarometer einer Demokratie gibt Auskunft über die Offenheit einer Gesellschaft; Die Geduld, die man kritischen Sozialreportern entgegenbringt, kann zum Gradmesser werden für die Bereitschaft, sich auf Unzulänglichkeiten innerhalb des Systems einzulassen. Kürbisch konstatiert:

Sozialreportagen sind unangenehm. Sie decken auf, was der Glanz der Wohlstands- und Konsumgesellschaft überdeckt, das, an dem viele vorbeischaun, vor dem viele die Augen verschließen und es nicht gelten lassen, bis sie selber Betroffene sind.⁶⁰

Auch das Zielpublikum der Sozialreportage hat sich gewandelt. Angesprochen sollen nicht mehr vornehmlich Rezipienten aus der Arbeiterschaft werden, sondern alle kritisch Denkenden ungeachtet ihrer sozialen Herkunft. Auch diejenigen Personen, „die sonst kein Buch zur Hand nehmen“⁶¹, sollen erreicht werden: Wenn sich diese im dargestellten Geschehen

50 Haller, *Reportage*, 102.

51 [Hervorhebung durch] Haller, *Reportage*, 62.

52 Ebd., 106ff.

53 Karst, *Reportagen*, 10.

54 Geisler, *Reportage*, IX.

55 Ebd., 307.

56 Vgl. Ulla Hahn: *Literatur in der Aktion. Zur Entwicklung operativer Literaturformen in der Bundesrepublik*. Wiesbaden 1978.

57: Die Arbeiterklasse als revolutionäres Subjekt wird von den Kulturtheoretikern negiert. Die Kulturrevolution tritt an die Stelle der proletarischen Revolution.

57 Fabris, *Journalismus*, 237.

58 Günter Wallraff: *Schriftsteller - Radikale im öffentlichen Dienst*. In: Christian Linder (Hg.): *In Sachen Wallraff. Von den Industriereportagen bis Günz: unten. Berichte, Analysen, Meinungen und Dokumente*. Köln 1986, 74-88, hier: 77.

59 Ebd., 76.

60 Kürbisch, *Erkundungen*, 16.

61 Günter Wallraff: *Kisch und ich heute. Über die logische Phantastie*. In: Michael Horowitz: *Ein Leben für die Zeitung. Der rasende Reporter Egon Erwin Kisch*. Wien 1985, 196-199, hier: 199.

wiederfinden, hat der Reporter sein Ziel erreicht. Auf den missionarisch überhöhten Glauben an die Veränderbarkeit von Machtmechanismen in den frühen 70er Jahren sind Ernüchterung und mit ihr eine neue „Innerlichkeit“ gefolgt.⁶² Bestenfalls wollen die Journalisten jetzt nur Verständnis für Unterprivilegierte bewirken, die Rezipienten „hinter die Kulissen schauen“⁶³ lassen und beitragen, „daß es nicht noch viel schlimmer“⁶⁴ kommt.

Zur Tradition der Sozialreportage im deutschsprachigen Raum

Sucht man nach den Vorläufern der Sozialreporter der 70er Jahre, nach den traditionellen Wurzeln der Sozialreportage im deutschsprachigen Raum, stößt man auf eine Vielzahl von Namen. Drei Personen übten jedoch auf die Entwicklung des Genres maßgeblichen Einfluß. Sie sollen an dieser Stelle repräsentativ für die Entwicklung der sozialkritischen Reportage hervorgehoben werden:

der Redakteur der Wiener Arbeiter Zeitung, Max Winter, der als der Schöpfer der sozialen Reportage zu bezeichnen ist, für die Zeit um 1900; der Prager Egon Erwin Kisch, der der literarischen Reportage Weltgeltung verschafft hat, für die Zwischenkriegszeit; und schließlich der Kölner Schriftsteller Günter Wallraff für unsere Zeit.⁶⁵

Und Kisch selbst betont die Notwendigkeit einer bewußt wahrgenommenen „Kontinuität“ journalistischen Selbstverständnisses:

Jeder, der jemals publizistisch eintritt, auf irgendeinem Gebiet propagandistisch wirkt, hat in der allumfassenden Geschichte der geistigen Kämpfe einen Vorgänger, der ihm als Vorbild oder als Warnung dienen kann. Vermag er ihn herauszufinden?⁶⁶

So konnten etwa auch die Vertreter des „New Journalism“ in den USA der 60er Jahre auf die sogenannten „muck rakers“⁶⁷ als ihre Vorgänger verweisen. Diese „schmutzaufwühlenden sozial engagierten Journalisten“⁶⁸ zeigten Ende des 19. Jahrhunderts die Kehrseite des amerikanischen Traums auf; des Traums, durch unbegrenzten wirtschaftlichen Liberalismus Wohlstand zu erlangen. Die Sozialreporter im deutschsprachigen Raum, etwa Egon Erwin Kisch als der bekannteste

unter ihnen, nahmen zwar Kenntnis von den amerikanischen „muck rakers“, orientierten sich dennoch nicht an deren Inhalten und Arbeitsweisen: Sie konnten auf eine längere heimische Tradition der Sozialreportage zurückgreifen⁶⁹, so in etwa auf die Sozialreportagen von Victor Adler und Max Winter. Aber erst in den letzten 25 Jahren begann man die Tradition des Genres in Deutschland und Österreich freizulegen, entdeckte die deutschsprachigen Sozialreporter wieder: Die Publizistik- und Kommunikationswissenschaft hatte sie – wie den sozialkritischen Journalismus überhaupt – aufgrund der konservativen Ursprünge und ideologischen Gebundenheit des Faches lange Zeit vernachlässigt.⁷⁰

Die Tatsache, daß alle drei Autoren, Max Winter, Egon Erwin Kisch und Günter Wallraff, zu historisch verschiedenen Zeiten die annähernd selben Arbeitsmethoden verwenden, ist Indiz dafür, wie nahe diese Form sich an die „Macht der Verhältnisse“ heranwagt. Wer, wenn nicht die Sozialreporter, ergriffe sonst so eindrucksvoll Partei für Unterprivilegierte, für die „Mitbürger in den Schattentälern unserer Sonnenlandschaft“⁷¹? Wer sensibilisierte das soziale Gewissen? Und dennoch ist die Arbeit der Sozialreporter abhängig von der jeweiligen Gesellschaftsordnung, von der grundsätzlichen Toleranz, die eine Gesellschaft sozialkritischem Journalismus entgegenbringt. Das Bewußtsein dieser Abhängigkeit als Sozialreporter drückt sich aus in Wallraffs treffender Selbsteinschätzung „Antwort auf diese Gesellschaft“⁷² zu sein. „Wären wir eine gerechte demokratische Gesellschaft, bräuchte es mich vielleicht gar nicht zu geben“⁷³, und „in der Sowjet-Union der früheren Epoche wäre ich ein Fall für die Psychiatrie gewesen[,] Denn so, wie die Gesellschaft sich entwickelt, entwickle ich mich auch.“⁷⁴

Die Verspätung des kritischen Journalismus in Österreich

Blickt man zurück auf die kultur- und sozialgeschichtlichen Entwicklungen Österreichs in den letzten fünf Jahrzehnten, so zeigt sich eine relativ große Verspätung in der Modernisierung aller Lebensbereiche und somit auch des Journalismus gegenüber anderen westlichen Demokratien.⁷⁵ Eine politische Kritik- oder Kontroll-

⁶² Hübner/Schütz, *Literatur*, 11: Bereits 1976 verzeichnet Hübner ein Schwenden der Reformillusionen und das Hereinbrechen einer „Zweiten Restauration“ sowie in der Literatur komplementär dazu die „Zweite Innerlichkeit“.

⁶³ Friedrich G. Kürbis (Hg.): *Dieses Land schläft einen unruhigen Schlaf. Sozialreportagen 1918-1945*. Berlin, Bonn 1981, 14.

⁶⁴ Peter M. Längens: *Was hat profil in „zehn Jahren erreicht? In: profil extra, 10 Jahre profil*, 30.9.1980, 7-10, hier: 10.

⁶⁵ Kürbis, *Erkundungen*, 9.

⁶⁶ Egon Erwin Kisch (Hg.): *Klassischer Journalismus. Die Meisterwerke der Zeitung*. Gesammelt und herausgegeben von E.E.K. [1923]. Berlin, Weimar 1982, 6.

⁶⁷ muckrake = im Schmutz herumrühren, Korruptionfälle aufdecken oder aufbauschen.

⁶⁸ Haas, *Kunst*, 287.

⁶⁹ Ebd., 288.

⁷⁰ Ebd.

⁷¹ Claus Gatterer: *150 Mal teleobjektiv*. In: *teleobjektiv*, 31.1.1984.

⁷² Harald Wieser/Rainer Traub: *„Ich bin eine Antwort auf diese Gesellschaft.“ Günter Wallraff über die Kritik seiner ehemaligen türkischen Mitarbeiter und sein Rollenverständnis. Ein Gespräch*. In: *Der Spiegel*, Nr.28/1987, 6.7.1987, 154-160, hier: 158.

⁷³ Günter Wallraff: *Ganz unten. Mit einer Dokumentation der Folgen*. Köln 1988, 431.

⁷⁴ Wieser/Traub, *Antwort*, 158.

⁷⁵ Vgl. dazu Hans Heinz Fabris: *Der verspätete Aufstieg des Journalismus in der Zweiten Republik. „Vierte Gewalt“, neue „Macht Elite“, journalistisches Starsystem*. In: H.H.H./Fritz Hausjell (Hg.): *Die vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien 1991, 11-27.

funktion des österreichischen Journalismus, also ein bewußtes Eingreifen in die politische Entscheidungsfindung als plebiszitäres Korrektiv zu den Machthabern, wird erst ansatzweise in den beiden letzten Jahrzehnten wahrgenommen.

Der vornehmlich literarisch verstandene Journalismus im deutschsprachigen Raum mußte sich jahrhundertlang den Interessen der jeweiligen Herrscher dienstbar machen und auf die Vertretung eigener Standpunkte oder derjenigen des Volkes verzichten. Während in England, Frankreich oder den USA Journalisten ein fester Platz in der politischen Entwicklung zuerkannt wurde, betrachtete man sie in Deutschland und Österreich als „Essayisten des Tages“⁷⁶, ein Berufsbild, das das bürgerliche Bildungsideal des beginnenden 19. Jahrhunderts mit dem Künstler- und Begabungsmythos der Romantik vereint.⁷⁷ Auch vorsichtige Versuche in das politische Geschehen zuzugreifen wurden von den Machthabern unterdrückt und umgehend geahndet, sodaß sich ein untertäniges Verhältnis zwischen Politikern und Journalisten herausbildete. Um zu überleben wurde in voraussetzendem Gehorsam ständig Selbstzensur und Anpassung an die politischen Verhältnisse geübt. Konsequenterweise spielten im deutschsprachigen Raum Journalisten nie in der demokratischen Entwicklung der Gesellschaft eine tragende Rolle, sondern legitimierten lediglich bestehende Herrschaftsverhältnisse. Aus dieser Tatsache resultiert das geringe Ansehen, das lange Zeit dem Journalismus und sogar der gesamten Publizistik- und Kommunikationswissenschaft⁷⁸ in Deutschland und Österreich entgegengebracht wurde.

In Österreich behindern vorerst die traditionell-konservativen Wertvorstellungen der Nachkriegszeit sowie die personelle Kontinuität in allen Berufssparten eine demokratische Entwicklung der gesellschaftspolitischen Kultur nach westlichem Vorbild. Eine erste Annäherung erfolgt erst im Zusammenhang mit der Herausbildung eines Nationalbewußtseins und dem wirtschaftlichen Aufschwung vor allem in den 70er Jahren. Vermutlich erst im Zuge der gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre setzt der Prozeß der bewußt forcierten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen „Westintegration“⁷⁹ ein. Dem Aufstieg des österreichischen Journalismus zu einer „vierten Macht“⁸⁰ ist der Weg geebnet.

Die Untersuchung

Auf der Suche nach der Gattung der Sozialreportage im österreichischen Journalismus der 70er Jahre mußte das Untersuchungsmaterial dieser Studie auf diejenigen

Medien eingeschränkt werden, welche in den 70er Jahren als vorrangige Vermittler von Sozialreportagen aufgetreten sein könnten. Als exponierte Träger gesellschaftspolitischer Transparenz in der österreichischen Medienlandschaft der 70er Jahre fallen die Magazine *teleobjektiv* und *Prisma* für das Fernsehen sowie *profil* und *Extrablatt* für Druckmedien besonders auf. Diese vier Magazine wurden als das eigentliche Untersuchungsmaterial ausgewählt, anhand welchem die Verwendung von Sozialreportagen in den 70er Jahren nachgewiesen werden soll. Bemerkenswerterweise fallen die Gründungsdaten aller vier gewählten Magazine in den Untersuchungszeitraum dieser Studie.

Tatsächlich tauchen in allen vier untersuchten Magazinen nachweislich ab Mitte der 70er Jahre auch Sozialreportagen auf. Die Verspätung gegenüber Deutschland beträgt also rund fünf Jahre. Lediglich Vermutungen lassen sich anstellen, weshalb die journalistische Form der Sozialreportage erst Mitte der 70er Jahre in Österreich „modern“ wird. Erfolgt die Entwicklung auch in vielen gesellschaftlichen Bereichen Österreichs - relativ - eigenständig, so ist die mediale Entwicklung nur in Abhängigkeit von Deutschland zu sehen. Die Verzögerung von rund fünf Jahren, die für den Aufschwung der Sozialreportage hier nachgewiesen wird, beansprucht jedoch lediglich für diese Form Gültigkeit und ist nicht allgemein auf den österreichischen Journalismus umzulegen.⁸⁰

Zieht man nun Vergleiche zwischen *profil*, *Extrablatt*, *teleobjektiv* und *Prisma*, so sticht vor allem die unterschiedliche Themenverteilung bei den Sozialreportagen ins Auge. Während in *profil* Sozialreportagen über Themen der Gesundheit und Sozialeinrichtungen dominieren und auch besonders publikumswirksam sind, beschäftigen sich die Sozialreporter der Magazine *Extrablatt*, *teleobjektiv* und *Prisma* weitaus häufiger mit Themen aus der Arbeitswelt. Der beobachtete Unterschied in der Schwerpunktsetzung ist nicht zuletzt auf die divergierende (parti)politische Ausrichtung der Magazin-Macher zurückzuführen: *profil* als das bereits etablierte, bürgerliche Blatt, das bewußt gesellschaftskritische Themen einbringt, um dem angestrebten Image einer jungen, aufmüpfigen Zeitschrift gerecht zu werden, steht da den deklariert „linken“ Magazinen *Extrablatt*, *teleobjektiv* und *Prisma* gegenüber, die sich erst im sozial-liberalen Klima der 70er Jahre unter sozialdemokratischen Vorzeichen etablieren können:

Der Mainstream war in den 70er Jahren völlig verknochert; Hofberichterstattung, Journalismus als natürlicher Verbündeter aller Mächtigen. Aber daneben ist gerade so ab Mitte der 70er Jahre, so mit der Gründung von *Extrablatt* und mit einzelnen Sendeformen und sehr kleinen Gruppen im Fernsehen und Radio, die neue Sendeformen entwickelt haben, so etwas wie ein kritisches Gegengewicht gewachsen. Das hat sich dann natürlich auch bei *profil* niedergeschlagen.⁸¹

⁸⁰ So ist etwa die Verspätung des österreichischen Magazinjournalismus allgemein gegenüber Deutschland und vor allem den USA weitaus größer.

⁸¹ Gespräch der Verfasserin mit Kurt Langbein vom 22.6.1994.

⁷⁶ Ebd., VIII.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Vgl. dazu auch Hans Heinz Fabris: *Österreichs Beitrag zu Kommunikationswissenschaft und -forschung: Zwischen Aufbruch und Verhinderung*. In: Wolfgang R. Langenbacher (Hg.): *Publizistik- und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung in ihre Teildisziplinen*. Wien 1986, 25-39.

⁷⁹ Fabris, *Aufstieg*, 12.

Trotz der verschiedenartigen Motivation der Magazin-Macher wird in jedem einzelnen der vier untersuchten Magazine in den 70er Jahren die Form der Sozialreportage von den Redakteuren vermehrt eingesetzt, um ihrer Gesellschaftskritik Ausdruck zu verleihen. Die Wiederentdeckung der Sozialreportage fällt somit exakt in jenen Zeitraum, in dem der Journalismus in Österreich eine Aufwertung zu einem eigenständigen Faktor, zu einem demokratiepolitischen Korrektiv erfährt. Gemeinsam mit ihr halten unbequeme Themen, bislang unbeachtet gebliebene gesellschaftliche Mißstände regelmäßig in den Medien Einzug. Die Sensibilität sozialen Fragen gegenüber ist erhöht, man besinnt sich, „daß es etliche gesellschaftliche Gruppen gibt, die man einfach vergessen hat, die einfach weggeblieben sind“⁸². Es folgt die „Entdeckung der Arbeitswelt“⁸³ und „die Entdeckung der Minderheiten innerhalb verschiedener Bevölkerungsgruppen, die Entdeckung von Randgruppen und ihrer Existenzberechtigung“⁸⁴. Die Sozialreporter versuchen dem enormen gesamtgesellschaftlichen Aufholbedarf in sozialen Fragen gerecht zu werden:

Das war auch journalistisch so quasi eine Aufbruchzeit. Da konnte man mit Themen über Psychiatrie, über Gefängnisse, über Minderheiten im ethnischen Sinn, Diskussionen auslösen, Impulse geben, sehr kontroversiell natürlich, da war was in Bewegung.⁸⁵

Tatsächlich umfassen die großen Themen der Sozialreportagen in den 70er Jahren die Arbeitswelt, ethnische Minderheiten, aber auch die Mängel in den verschiedenen Institutionen, besonders den psychiatrischen Anstalten. Es sind allesamt Themen, die in der Zweiten Republik vernachlässigt, aber vor allem nie in einer derartig lauten, anklagenden Weise behandelt worden sind.

Das größte Aufsehen erregen auffallenderweise diejenigen Sozialreportagen, für deren Recherche die Reporter in eine versteckte Rolle schlüpfen und zeitweise eine andere Identität vortäuschen, um möglichst unverfälschte Informationen sammeln zu können. Ebendiese Recherchemethode wandten auch die großen, prominenten Sozialreporter Max Winter, Egon Erwin Kisch und Günter Wallraff zu historisch unterschiedlichen Zeiten an, um Informationssperren unterlaufen zu können. In Österreich sind es insgesamt nur einige wenige Rollenreportagen, abzählbar an einer Hand, die in den 70er Jahren veröffentlicht werden; und dennoch ist der Eindruck, den sie hinterlassen, nachhaltig.

Österreichische Sozialreporter und Sozialreporterinnen der 70er Jahre

Wer aber bedient sich nun in den 70er Jahren der Sozialreportage und ihrer spezifischen Eigenschaften zur Vermittlung von Wirklichkeit? Wer sind die österreichi-

sehen Sozialreporter und Sozialreporterinnen? Aus welchem sozialen Umfeld rekrutieren sie sich und welchem journalistischen Verständnis sehen sie sich verpflichtet? Wie sehen ihre Arbeitsbedingungen aus und wer sind ihre Kritiker? Auskunft zu diesen Fragen sollen die bedeutendsten Sozialreporter und Sozialreporterinnen der 70er Jahre selbst geben, nicht zuletzt um den methodisch erfaßten Untersuchungsergebnissen den synthetischen Charakter zu nehmen und diese inhaltlich zu vertiefen.

Die sozialkritischen Journalisten konzentrieren sich hauptsächlich auf die Magazine der Bundeshauptstadt, ist doch der politische Einfluß vor allem auf die Landesstudios des ORF ungleich stärker und läßt keine Luft für die Herausbildung eines eigenständigen, kritischen Journalismus in den Bundesländern.⁸⁶ Nur einige wenige der sozialkritischen Journalisten der 70er Jahre in Wien verstehen sich jedoch als Sprachrohr für die gesellschaftlich unterprivilegierten Gruppen und bedienen sich regelmäßig der Sozialreportage, um ihr anwaltschaftliches Selbstverständnis auszudrücken. Und dann sind noch diejenigen Journalisten zu erwähnen, die diese Form unregelmäßig einsetzen, möglicherweise nicht immer nur des hehren Idealismus wegen, sondern aus Prestigegründen. Schließlich befriedigen Journalisten ihre Statusbedürfnisse, wenn sie Geschichten und Darstellungsformen, die gerade als „geil“ oder „in“ empfunden werden, verwenden und in der Folge professionelle Anerkennung ernen.

Es handelt sich um lediglich eine kleine Gruppe von Journalisten, die in den vier untersuchten Magazinen regelmäßig Sozialreportagen veröffentlichen. Ihre namentliche Auflistung fällt kurz aus: So treten in *profil* vorrangig Robert Buchacher, Cornelia Frey, Gerhard Mayer und Hans Weiss als Verfasser von Sozialreportagen auf. In den Magazinen *Extrablatt*, *teleobjektiv* und *Prisma* wiederum kommt es aufgrund der nachgewiesenen ideologischen Parallelitäten auch zu personellen Überschneidungen. Hier sind es vor allem Trautl Brandstaller, Bert Breit, Bernhard Frankfurter, Claus Gatterer, Peter Huemer, Kurt Langbein, Hans-Peter Martin, Peter Pilz, Nicole Schmidt und Elizabeth Toni Spira, die ihre Gesellschaftskritik häufig in Sozialreportagen verpacken. Als besonders bedeutende Sozialreporter und Sozialreporterinnen der 70er Jahre sind bald Trautl Brandstaller, Claus Gatterer, Kurt Langbein, Gerhard Mayer, Hans-Peter Martin und Toni Spira ausgemacht. Sie werden, mit Ausnahme von Mayer, der sich 1983 nach seiner Tätigkeit als *profil*-Redakteur aus dem Journalismus zurückzog, und dem bereits 1984 verstorbenen Gatterer, zu Gesprächen gebeten.⁸⁷

Soziales Umfeld

Durchaus interessant und legitim ist die Feststellung von Beruf der Eltern, Ausbildung und beruflichem Werdegang der Gesprächspartner, will man deren

⁸² Ebd.

⁸³ Gespräch der Verfasserin mit Elizabeth Toni Spira, vom 4.7.1994.

⁸⁴ Gespräch der Verfasserin mit Kurt Langbein vom 22.6.1994.

⁸⁵ Ebd.

⁸⁶ Langbein, 11.5.1993.

⁸⁷ Von allen Gesprächen existieren Tonbandaufzeichnungen und deren Abschriften.

soziales Umfeld rekonstruieren. Motive für ihr späteres sozialpolitisches Engagement können eventuell auf diese Weise festgemacht werden: Gibt es Parallelitäten in der sozialen Herkunft der Sozialreporter? Welche Sozialisation durchliefen sie?

Zweifellos sind die vier Gesprächspartner Brandstaller, Langbein, Martin und Spira in den 70er Jahren einem politisch „linken“ Umfeld zuzuordnen, ebenso Gatterer und Mayer. Etwaige verallgemeinernde Rückschlüsse auf eine politische Prägung der Sozialreporter durch ein sozialdemokratisches oder kommunistisches Elternhaus sind dennoch nicht zulässig. Vielmehr ist die bunte Vielfalt in der elterlichen politischen Orientierung aufzuzeigen. Parallelitäten existieren hingegen in der sozialen Herkunft, so stammen die Sozialreporter der 70er Jahre doch allesamt aus Familien der gesellschaftlichen Mittel- und Oberschicht, wie der Zugang zu journalistischen Berufen generell in der Praxis an ein elitäres Herkunftsprinzip gebunden ist.⁸⁸ Die „schichtmäßige Selbstrekrutierung“⁸⁹ aus Elternhäusern des bürgerlichen Mittelstandes trifft daher bemerkenswerterweise auch für jene Journalisten zu, die sich im Rahmen ihrer Tätigkeit energisch für Angehörige der gesellschaftlichen Unterschicht und deren Rechte einsetzen. Und schließlich sind auch die Parallelitäten in der fundierten wissenschaftlichen Ausbildung der Sozialreporter aufzuzeigen, wie sie bei Journalisten mit einem anwaltschaftlichen Rollenverständnis häufig anzutreffen ist.⁹⁰ Alle, inklusive Gatterer und Mayer, genossen eine universitäre Ausbildung, die meisten schlossen ihre Studien erfolgreich ab.

Journalistisches Selbstverständnis

Übereinstimmend sagen die Gesprächspartner aus, in der Sozialreportage vor allem ein Transportmittel gesehen zu haben, um ihre sozialpolitischen Anliegen mit besonderem Nachdruck zu befördern. Mayer bekennt gar, „kein großer Formulierer“ zu sein: „Die Wortwahl ist mir nicht so wichtig.“⁹¹ *profil* wäre für ihn lediglich „ein Eisenbahnwaggon, mit dem ich etwas transportieren kann“⁹² gewesen. Martin meint dazu:

Ich kam zum Journalismus, weil ich politisch etwas tun wollte. Ich kam nicht zum Journalismus, weil ich das Schreiben so toll fand. Ich kam nicht von der Reportage her und habe dann irgendetwas Soziales daraufgesetzt, sondern ich kam vom Sozialen her und habe mich der Mittel, unter anderem der Reportage, bedient. Die Politik

war mir wichtig, der Journalismus stand nur an zweiter Stelle.[...] Ich hatte mir auch gut vorstellen können in die Politik zu gehen.⁹³

Ebenfalls einen ausschließlich politischen Anspruch erhebt Brandstaller für ihre Sozialreportagen: Keinesfalls sollten es „lyrische Opern“ sein. Vielmehr wollte sie mit ihren Sozialreportagen „eigentlich Situationen verändern bzw. ein Bewußtsein erzeugen, daß etwas veränderbar ist“⁹⁴. Und auch Langbein benennt den Veränderungsaspekt, der ihn bewegen habe, den journalistischen Beruf zu ergreifen:

Also ich bin nicht Journalist geworden, weil das ein attraktiver Job ist, sondern weil ich etwas bewegen wollte, bewegen im Sinn von sozialen Anliegen befördern.⁹⁵

begründet er seine Motivation. Bis dahin habe er als Sozialwissenschaftler lediglich unter Ausschluß der Öffentlichkeit „für Schubladen produziert“⁹⁶, nun habe er sich direkt an das Publikum wenden können. Der sozialwissenschaftliche und politische „background“ sei aber weiterhin der „Motor“ bei seinen Bestrebungen geblieben, hinter problematischen Einzelfällen gesamtgesellschaftlich bedingte, strukturelle Probleme zu erkennen und darzustellen.⁹⁷ Vor allem auf eine Veränderung im Bewußtsein des Publikums zielt hingegen Spira mit ihren Arbeitswelt- und Minderheitenreportagen ab:

Man kann nicht sagen, aufgrund eines Berichts hat sich so wahnsinnig viel verändert. Man kann nur sensible Leute nachdenklich machen.[...] Mir ging's eigentlich immer eher um die Sensibilisierung.⁹⁸

Ihren Glauben an die Veränderbarkeit der Gesellschaft nehmen die österreichischen Sozialreporter und Sozialreporterinnen der 70er Jahre vor allem aus den idealistisch-revolutionären Ideen der Studentenbewegung. Einige bezeichnen ihr Engagement für unterprivilegierte Gruppen gar als direktes „Produkt“ der Studentenbewegung, die Sozialreportage als direkte Ausdrucksform dieser gesellschaftlichen Umbruchsituation. Trotz ihres unterschiedlichen Alters erleben sowohl Brandstaller und Spira als auch Langbein und Martin die Studentenbewegung aktiv mit, teilweise bereits im Berufsleben stehend. So fungiert etwa das *Neue Forum*, bei dem Brandstaller als Redakteurin tätig ist, als „Transportierern“⁹⁹ für die revolutionären Bewegungen anderer Länder und befördert diese nach Österreich. Langbein wiederum ist bis 1973 in der studentischen *Gruppe Revolutionärer Marxisten* organisiert¹⁰⁰, während der junge Martin in den späten 70er

⁸⁸ Ernst Schmiederer: *C'est la vie. Zur Lebenskultur österreichischer Journalisten*. In: Hans Heinz Fabris/Fritz Hausjell (Hrsg.): *Die vierte Macht. Zu Geschichte und Kultur des Journalismus in Österreich seit 1945*. Wien 1991, 139–177, hier: 148.

⁸⁹ Ebd., 149.

⁹⁰ Fabris, *Journalismus*, 209.

⁹¹ Gerhard Mayer: *Zwischen den Zeilen. Erzählungen aus der Redaktion des „profil“*. Wien 1983, 165.

⁹² Gerhard Mayer, zit.nach Roland Girtler: *Die Redaktion. Teilnehmende Beobachtungen in der Redaktion eines Wochenmagazins*. Wien 1981, 96.

⁹³ Gespräch der Verfasserin mit Hans-Peter Martin vom 13.11.1993.

⁹⁴ Gespräch der Verfasserin mit Trautl Brandstaller vom 21.6.1994.

⁹⁵ Langbein, 11.5.1993.

⁹⁶ Langbein, 22.6.1994.

⁹⁷ Ebd.

⁹⁸ Spira, 4.7.1994.

⁹⁹ Brandstaller, 21.6.1994.

¹⁰⁰ Vgl. Fritz Keller: *Wien, Mai 68 - Eine heiße Viertelstunde*. Wien 1983; Beschreibung der einzelnen studentischen Gruppen.

Jahren vornehmlich von ehemaligen Aktivisten der Studentenbewegung beeinflusst wird.

Auf keinen Fall nehmen die österreichischen Sozialreporter der 70er Jahre die großen Sozialreporter vorhergehender Epochen, etwa Kisch, Adler oder Winter, zum Vorbild. Man kennt und bewundert diese zwar, jedoch spielen sie subjektiv im Werdegang der Reporter keine Rolle.

Adler und Kisch das war ein anderes archaisches Zeitalter. Bei aller Bewunderung, das ist einfach zu weit weg, und die Probleme so anders, daß ich es nicht wagen würde, sie als Vorbild zu nennen¹⁰¹.

meint etwa Brandstaller. Scheinbar ohne Anleihen bei ihren publizistischen Vorgängern zu nehmen, setzen die Sozialreporter der 70er Jahre unwissentlich die lange Traditionslinie der Sozialreportage im deutschsprachigen Raum fort. Wie schon zuvor Wallraff sich nicht an Kisch orientierte und Kisch nicht an Winter, vernachlässigen nun auch die österreichischen Sozialreporter der 70er Jahre jegliche traditionelle Wurzeln ihrer Tätigkeit. Ihr sozialkritisches Engagement sehen sie primär von der Studentenbewegung beeinflusst.

Auch Günter Wallraff übt nur geringen Einfluß auf die Tätigkeit der österreichischen Sozialreporter der 70er Jahre. Lediglich Martin entspricht „vom Typus am ehesten dem Wallraff-Epigonon“¹⁰². Als einziger der Gesprächspartner meint er, er habe lange Zeit in Wallraff ein Idol gesehen. Er sei richtiggehend „im Banne von Wallraff, von Wallraff-Geschichten“¹⁰³ gestanden, habe sogar zeitweise bei dessen Projekten als „Lehrbub“ mitgearbeitet. Österreichs erste Betriebsreportage, die aufsehenerregende *Extrablatt*-Sozialreportage, für welche Martin in der Hilfsarbeiter-Rolle bei Hämmerle recherchiert¹⁰⁴, entsteht somit als exakte Kopie der Wallraffschen Industriereportagen.¹⁰⁵

Für Brandstaller, Langbein und Spira ist Günter Wallraff hingegen nie ein Vorbild in ihrem gesellschaftskritischen Engagement gewesen. Wie sie selbst, wäre er ein typisches Produkt der 60er und 70er Jahre gewesen, meint Spira. Er, wie die 68er-Generation generell, habe den Fehler gemacht, „die Welt in Helden und Schurken einzuteilen“¹⁰⁶, äußert sich Brandstaller selbstkritisch, und alle Gesprächspartner stimmen darin überein, heute die Probleme etwas differenzierter als damals zu sehen. Schließlich haben sich mit der Zeit ja auch die journalistischen Werte geändert. „Heute ist man eher der Wahrheit verpflichtet, damals eher der

Gerechtigkeit“¹⁰⁷, ist Spira überzeugt, und „Wallraff würde heute auch anders berichten“¹⁰⁸.

Ich glaube, daß die Berichterstattung heute sachlicher, ruhiger ist, sicher langweiliger, sicher mit weniger Konflikten behaftet, als sie damals war. Es ist alles etwas unterkühlt, nicht mehr so ideologisiert, was natürlich auch seine Vorteile hat.¹⁰⁹

Differenzierter wird im Laufe der Zeit auch die Einstellung der Sozialreporter zu den Betroffenen und deren Leid, mit dem sie immer wieder konfrontiert werden. Können die Sozialreporter in den ersten Jahren meist nur sehr schlecht mit den an sie herangetragenen menschlichen Tragödien umgehen, wird ihr Zugang bald „professioneller“, wie Langbein beschreibt:

Am Anfang war da auch die Versuchung oder der Antrieb des irgendwie über des Berichtens hinaus Helfenmüssens. Das hat sich aber sehr schnell herausgestellt, daß das völlig unmöglich ist.[...] Und da ist mit der Zeit sicher eine etwas abgeschottetere Haltung daraus geworden – muß es auch. Wenn man sich da nicht selber schützt danach, sozusagen vor den Menschen, die sich berechtigterweise irgendwo anhalten wollen, dann kann man nichts mehr arbeiten, sondern wird zum Sozialarbeiter oder Psychologen, und das verträgt sich halt nicht – leider, muß ich sagen.¹¹⁰

Voyeuristische Motive wären für sie bei der Verfassung von Sozialreportagen nie ausschlaggebend gewesen, betonen alle Gesprächspartner. Möglicherweise beruhen die Verkaufserfolge von Wallraffs Reportagesammlungen und die Aufmerksamkeit, die ihren eigenen Sozialreportagen in Österreich zukommt, auf einer Art von „sozialem Voyeurismus“¹¹¹ des Publikums, sie selbst wären jedoch „immer mit sehr großer Scheu an solche Situationen herangegangen“¹¹²:

Mir ist es eher in der nächsten Zeit noch ziemlich schlecht gegangen, weil ich mich so eingefühlt habe und hineingelassen habe in Situationen, daß ich dann selber angeknackst war.¹¹³

erinnert sich Brandstaller, und Martin meint, er wäre bis heute mit der Demütigung, die er und seine Arbeitskollegen bei Hämmerle ausgesetzt waren, noch nicht fertig geworden:

Ich habe mich gewundert, warum die nicht alle mit einem Molotow-Cocktail herumlaufen – und gleichzeitig auch über die vielen bescheidenen Menschen da unten, die versuchen, sich ihr Leben einzurichten.¹¹⁴

Damals sei er „ganz vielen Menschen sehr nahe gekommen und habe teilweise noch heute Freunde aus der Hämmerle-Zeit.“¹¹⁵ Und doch sind sich die Sozial-

¹⁰¹ Brandstaller, 21.6.1994.

¹⁰² Langbein, 11.5.1993.

¹⁰³ Martin, 13.11.1993.

¹⁰⁴ Hans-Peter Martin: „Skolaven sind wir geblieben“ *Extrablatt-Reporter Hans Peter Martin als Hilfsarbeiter in Österreichs größter Textilfabrik*. In: *Extrablatt*, Jg.3, Nr.6/1979, 8-15.

¹⁰⁵ Vgl. Günter Wallraff: *Industriereportagen (1963-1966)*. In: G.W.: *Die Reportagen*. Köln 1976, 59-182.

¹⁰⁶ Brandstaller, 21.6.1994.

¹⁰⁷ Spira, 4.7.1994.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ Langbein, 22.6.1994.

¹¹¹ Kr: *Ganz unten. Wallraffs Erfahrungen als Leiharbeiter jetzt auch im Kino*. In: *Bayrische Staatszeitung*, 28.2.1986, Zit. nach: Wallraff, *Ganz unten*, 389-390, hier: 390.

¹¹² Brandstaller, 21.6.1994.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Martin, 13.11.1993.

¹¹⁵ Ebd.

reporter ihrer privilegierten Position bewußt, von welcher aus sie berichten. Übereinstimmend geben alle Gesprächspartner an, sie selbst hätten nie die Befürchtung gehabt, in eine derartig triste Lage zu kommen.

Arbeitsbedingungen

Das liberale gesellschaftspolitische Klima der 70er Jahre ermöglichte zwar die Veröffentlichung von Sozialreportagen, bequem ist der Job des Sozialreporters jedoch auch damals nicht gewesen. Und auch Brandstaller möchte keinesfalls rückblickend „ein illustriertes, rosa Bild färbeln“¹¹⁶: Der ORF war auch damals keine sozialkritische Anstalt; *Prisma* und *tele-objektiv* waren nicht „die Liebkinder des Hauses“:

Im Grund hat man auch damals nur eine Altbifunktion erfüllt, aber immerhin hat die Geschäftsführung gefunden, so was [Sozialreportagen, Ann.d.Verf.] soll es auch geben.¹¹⁷

Die Sozialreporter der beiden kritischen Fernsehmagazine werden scharf beobachtet, ob sie auch ja nicht gegen das Objektivitätsgebot des öffentlich-rechtlich organisierten ORF verstoßen, und in der Folge immer wieder vor die Gremien zitiert. Sie sind den unzähligen Angriffen von Seiten der Politik und der Wirtschaft ausgesetzt, ebenso die Sozialreporter der Printmagazine. Der Leistungsdruck lastet schwer auf ihnen. Jede größere Sozialreportage polarisiert das Publikum ungemein und löst ein großes Echo aus, wie die Ummengen an Leserbriefen, die in den Redaktionen der Magazine eintreffen, sowie die Anrufe beim ORF-Kundendienst zeigen.

Aber auch gegen die Kritik der konservativen Journalisten¹¹⁸ müssen sich die Sozialreporter in diesem ideologisierten Jahrzehnt zur Wehr setzen. Als gemeine Unterstellung bezeichnen alle Gesprächspartner den Vorwurf, sie hätten einzig und allein aus Prestige-Gründen Sozialreportagen gemacht. Obwohl sie als relativ kleine Gruppe von engagierten Journalisten schließlich doch die Lorbeeren geerntet hätten.¹¹⁹ „Aber diese Karrierephantasien kamen erst viel später“¹²⁰, kann Martin für seine Person sagen. Im Gegenteil, die Tätigkeit als Sozialreporter, „das war nichts Leiwandens, mit Dreck verbunden, mit viel Arbeit, mit wirklicher Arbeit, mit sich selber klein machen“¹²¹.

Generell ist auch in den vermeintlich so großzügigen 70er Jahren das berufliche Risiko, das Journalisten bei der Veröffentlichung von Sozialreportagen eingehen, sehr groß. Es ist zwar in dieser Epoche möglich, diese widersprüchliche Form der journalisti-

sehen Wirklichkeitsvermittlung einzusetzen, erwünscht ist sie jedoch keineswegs. Im Gegenteil, die Sozialreporter stoßen bei der Ausübung ihres Berufes auf den erbitterten Widerstand des establishments. Vor allem die im Kreuzfeuer der Kritik stehenden Entscheidungsträger versuchen immer wieder ihren Einfluß geltend zu machen, um sich der unbequemen Sozialreporter zu entledigen. Rasch lernen die in die Defensive gedrängten Journalisten, „nicht einmal einen Halbsatz von sich zu geben, den man nicht doppelt und dreifach belegen und beweisen kann“¹²². Die Arbeitsweise ist von großer Vorsicht geprägt, die Qualität der Berichterstattung folglich hoch. Rückblickend meint Brandstaller, die Tätigkeit der Sozialreporter sei auch in den 70er Jahren nicht besonders „komfortabel“ gewesen, aber immerhin habe es damals „so kleine Wiesen“ gegeben, „wo ein paar dieser 68er ein bißchen spielen durften – unter Kontrolle, eingezümt...“¹²³.

In ihrer eigenen Einschätzung haben sie, die Sozialreporter der 70er Jahre, keinen allzu großen oder vielleicht auch überhaupt keinen Einfluß auf die gesellschaftliche Entwicklung genommen, obwohl eben dieser Veränderungsaspekt ursprünglich für ihr Engagement als Sozialreporter ausschlaggebend gewesen ist. Schon bald müssen sie jedoch einsehen, „so machbar und veränderbar sind Gesellschaften auch wieder nicht, wie wir damals geglaubt haben“¹²⁴. Auf Erfolge können die Sozialreporter eigentlich immer nur in jenen Fällen verweisen, wenn ihre Reportagen bereits bestehende Gruppierungen in deren Anliegen bestärkten. In diesem Sinn ist auch die Aussage von Brandstaller zu verstehen, die sich als „ein kleines Mädchen in dem gesamten gesellschaftlichen Prozeß“¹²⁵ betrachtet, jedoch sich nie zutrauen würde, auch nur ein einziges Problem gelöst zu haben. Ihrer eigenen bescheidenen Rolle bei der gesellschaftlichen Entwicklung bewußt, sagt Spira: „Ich glaube nicht, daß ich sehr viel Erfolg jemals mit irgendwelchen Geschichten gehabt habe, außer daß darüber gelacht worden ist oder diskutiert.“ Manche Strukturen seien einfach reif verändert zu werden, ist sie überzeugt, und da genüge dann manchmal ein kleiner Anstoß, um sie in Diskussion zu bringen.

Der Rückzug der Sozialreporter

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre verzeichnen Brandstaller, Langbein, Martin und Spira übereinstimmend das Ende einer journalistischen Epoche und damit einhergehend das Ende der Sozialreportage. Es ist das aufkommende Yuppie-Zeitalter, das Jahrzehnt der Ellenbogen, in dem die Reformbereitschaft gegen Null sinkt. Obwohl sich die Situation der unterprivilegierten gesellschaftlichen Gruppen nur graduell gebessert hat und die aufgezeigten Probleme keineswegs gelöst sind, stoßen die Sozialreporter nun auf Desinteresse, Gleich-

¹¹⁶ Brandstaller, 21.6.1994.

¹¹⁷ Ebd.

¹¹⁸ Siehe z.B. die Dillammerungen von Staberl [d.h. Richard Nimmerichter] in: *Kronenzeitung*, 18.3.1977, 10.6.1977, 30.6.1977, 8.4.1978, 16.5.1979.

¹¹⁹ Langbein, 22.6.1994.

¹²⁰ Martin, 13.11.1993.

¹²¹ Ebd.

¹²² Langbein, 22.6.1994.

¹²³ Brandstaller, 21.6.1994.

¹²⁴ Spira, 4.7.1994.

¹²⁵ Brandstaller, 21.6.1994.

gültigkeit und Abstumpfung. Die Sensibilität für soziale Ungerechtigkeit generell hat abgenommen, sie ist einfach nicht „in“, argumentiert Brandstaller:

Soziale Sensibilität ist ungefähr das Gegenteil dessen, was eine Yuppie-Ära auszeichnet. Da ist einfach ein Wandel im politischen Denken erfolgt, der sicher durchschlägt auf die mediale Umsetzung bestimmter Themen.¹²⁶

Die Journalisten der 70er Jahre sind zwar weiterhin in den Redaktionen tätig, müssen aber in ihrer Berichterstattung dem neuen gesellschaftspolitischen Klima Rechnung tragen. „Da ist man dann eher als „Mahner in der Wüste“ zurückgeblieben mit Sozialthemen“¹²⁷, beschreibt Langbein die veränderten Arbeitsbedingungen der Sozialreporter in den späten 80er Jahren. Immer öfter müssen sie sich mit einem „Zweispalter“ zufrieden geben, Sozialreportagen werden schon lange nicht mehr als Titelgeschichten aufgemacht. Ermüdungserscheinungen stellen sich schließlich bei den engagierten Journalisten ein, „weil sich diese Form von Journalismus zunehmend mit der Welt, über die sie berichtet hat, mit den Interessen dieser Welt, nicht mehr so ganz gedeckt hat.“¹²⁸ Sozialthemen werden zwar weiterhin in den Medien behandelt, geändert hat sich jedoch die Art der Behandlung:

Aus sozialkritischen Geschichten sind, wenn man das jetzt plakativ formuliert, Sozialpornos geworden. Das heißt, ein dramatisches Schicksal, wo Ungerechtigkeit in der massivsten Form herrscht – und die herrscht ja nach wie vor –, wird zum Gegenstand der Berichterstattung, nicht weil er ungerecht ist, sondern weil er ein besonders absurder oder scheinbar absurder Einzelfall ist.¹²⁹

Geändert hat sich auch die Sprache der medialen Aufarbeitung von Sozialthemen. Dennoch betrachten alle Gesprächspartner das Ende der Sozialreportage nur als vorläufig. Sie sind überzeugt, daß diese Form zu gegebener Zeit wiederaufleben wird. Und auch ihre Themen werden dann anders lauten. Eine Vision zukünftiger Sozialreportagen beschreibt Martin:

Die Sozialreportage wird wiederkommen, ganz massiv in dem Moment, wo wir die „working poor“ haben; in dem Moment, wo viele Leute aus den relativ gut bezahlten, geordneten Jobs herausfallen werden und sie sich in der „McDonalds-Gesellschaft“ einreihen müssen: Kaum gewerkschaftliche Organisierung, flexible Arbeitszeiten, Niedrigstlöhne.¹³⁰

Neue Aufgabenstellungen werden dann an den österreichischen Journalismus herangetragen, einem neuerlichen Aufschwung der Sozialreportage stünde nichts mehr im Weg.

Die Sozialreportage war also modern in den 70er Jahren. Daß es dennoch auch zu dieser Zeit nicht sehr bequem war, Sozialreportagen zu machen, beweisen die zum Teil heftigen Angriffe auf die Sozialreporter seitens der konservativen Presse. Aber die grundsätzliche Bereitschaft, sich auf journalistische Gesell-

schaftskritik einzulassen, war in den 70er Jahren – im Unterschied zu den Jahrzehnten davor oder auch den nachfolgenden Jahrzehnten – vorhanden. Erst diese Bereitschaft machte die Wiederentdeckung der Sozialreportage im österreichischen Journalismus möglich.

Nicht unbedingt von den bundesdeutschen Entwicklungen sehen sich allerdings die österreichischen Sozialreporter und Sozialreporterinnen der 70er Jahre selbst beeinflusst. Für sie ist die eigene aktive Teilnahme an der Studentenbewegung ausschlaggebend für ihr späteres sozialkritisches Engagement. Den Journalismus betrachten sie hauptsächlich als Transportvehikel ihrer ehrgeizigen Reformbestrebungen, die Form der Sozialreportage lediglich als eine Möglichkeit – wenn auch eine sehr beliebte in jener Epoche –, journalistische Gesellschaftskritik auszudrücken. Der Aufschwung der Sozialreportage in der Mitte des Jahrzehnts markiert somit eine positive Demokratieentwicklung, da die Sozialreportage mit ihren spezifischen Eigenschaften den basisdemokratischen Forderungen verschiedener schwacher Gesellschaftsgruppen entgegenkommt, die Veröffentlichung von Sozialreportagen daher ein großes Ausmaß von gesellschaftlicher Toleranz voraussetzt.

Die Frage nach der tatsächlichen Bedeutung der Sozialreportage in der Gesamtheit des österreichischen Journalismus kann an dieser Stelle allerdings noch nicht beantwortet werden, da eine systematische Aufarbeitung des österreichischen Journalismus nach 1945 von seiten der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft bis zum heutigen Tag noch aussteht. Lediglich Vermutungen lassen sich hierzu anstellen. Für die Zukunft aber wird zu beobachten sein, inwiefern die Sozialreportage als eine augenscheinlich ideologisierte und parteiergreifende Form noch Platz findet in einem postideologischen Zeitalter.

¹²⁶ Brandstaller, 21.6.1994.

¹²⁷ Langbein, 22.6.1994.

¹²⁸ Ebd.

¹²⁹ Ebd.

¹³⁰ Martin, 13.11.1993.

HERWIG WALITSCH

Reality-TV

Entwicklung aus technikhistorischer Sicht,
Formen und Inhalte, Motivation und
journalistische Philosophie

Einleitung

Unter Reality-TV wird gemeinhin folgendes verstanden: Privatleute, also Nicht-Journalisten, sind zufällig mit einer Videokamera bei einem spektakulären Geschehen (Katastrophe, Verbrechen, Unfall etc.) anwesend und nehmen es auf. Diese Bilder werden dann von einem TV-Sender ausgestrahlt, wobei behauptet wird, sie dienen der Information - in Wahrheit dienen sie aber der Unterhaltung.

Diese Definition von Reality-TV ist viel zu eng. Das Verhältnis des Fernsehens zur Realität ist wesentlich vielschichtiger, komplexer, als dieser relativ neue Auswuchs des Sensationalismus begreifen läßt. Im vorliegenden Beitrag soll es darum gehen, zu zeigen, daß das Fernsehen in wesentlich umfangreicherer Weise Reality-TV ist, daß es letztlich den Begriff der Realität selbst zur Disposition stellt. Dabei wird historisch vorgegangen, es wird rekonstruiert, wie der frühe Umgang des Fernsehens mit der Realität ausgesehen hat, welche technischen Voraussetzungen der moderne TV-Produktionsprozeß hat, und wie dieser Produktionsprozeß die strukturellen Charakteristika dessen transformiert, was uns eben „Realität“, also Wirklichkeit heißt. In dieser historischen Rekonstruktion sollen die verschiedenen Formen von Reality-TV betrachtet werden, die das Fernsehen im Verlauf seiner Entwicklung hervorgebracht hat: Von der frühen Live-Übertragung politischer Veranstaltungen über die Sportübertragung, die Live-Show, die „Versteckte Kamera“-Spiele, die politische Live-Diskussion, die durch die Magnetaufzeichnung immer schneller werdende TV-Berichterstattung bis hin zu dem, was eben „Reality-TV“ im modernen, aber zu eingeschränkten Sinn heißt, wie es oben definiert wurde.

Der vorliegende Beitrag verwendet wenig Literatur zum Thema: er versucht stattdessen, durch eigene Reflexion und unter Rekurs auf die historischen Tatsachen, zur Begriffs- und Theoriebildung in dem noch wenig erforschten Bereich des „Reality-TV“ beizutragen.

Entwicklung und Begriffsbestimmung aus historischer Sicht

Während das Radio mehr aus einem unerwünschten Nebeneffekt des drahtlosen Sprechfunks, aus der *Interzeption*, also aus dem Abhören an sich geheimer militärischer Botschaften heraus entstand, der nach dem I. Weltkrieg systematisch weiterentwickelt und schließlich als Prinzip jener Institution zugrundegelegt wurde,

die (jedenfalls in Europa) bis weit nach dem 2. Weltkrieg und im Grunde bis heute das wichtigste und schnellste Nachrichtenmedium blieb, so war das Fernsehen *von allem Anfang an* als Nachrichtenmedium konzipiert.¹ Zu den wichtigsten Zielen der Fernsehforschung gehörte deshalb bis Mitte der Dreißiger Jahre die Entwicklung einer Möglichkeit, Live-Aufnahmen zu machen, und zwar auch Live-Außenaufnahmen, d.h. Aufnahmen, die nicht unter Studiobedingungen mit Einsatz von künstlicher Beleuchtung gemacht werden, und trotzdem brauchbare Bilder liefern können. Es muß klar sein, daß die Wurzeln von Reality-TV schon hier liegen, in der Frühzeit des Mediums Fernsehen. Denn jede Live-Aufnahme, d.h. jede Aufnahme, die direkt, ohne den Umweg über ein Speichermedium gemacht und ausgestrahlt wird, ist Reality-TV, ist geprägt von allen Bedingungen des „wirklichen“ Lebens mit all seinen Unvorhersehbarkeiten, Unwägbarkeiten, Zufälligkeiten. Insofern ist die Rede von Reality-TV fast tautologisch, jedenfalls sofern von der Live-Sendung von Bildern die Rede ist, denn TV-live heißt Reality, heißt, dem Rezipienten die Möglichkeit zu geben, bei einem realen Geschehen zum Zeitpunkt seines Vollzugs, also vollsynchron als Augenzeuge anwesend zu sein. Es wäre eine sträfliche Verkürzung des Problems, den Begriff des Reality-TV auf das einzuschränken, was kommerzielle TV-Sender als Aufnahmen realer Verbrechen, Unfälle usw., bei denen (zufällig oder nicht) eine Kamera anwesend war, ausstrahlen. Reality-TV ist wesentlich mehr. Es ist das Prinzip des Nachrichtenmediums, das das Fernsehen, wie gesagt, von Beginn an war: Ereignisse zum Zeitpunkt ihres Geschehens den Zuschauern ansichtig zu machen, Realität in Echtzeit zu transportieren. Der Begriff der Realität, den das Fernsehen schafft, schließt den Aspekt der Synchronität mit ein, jener Synchronität, die sich aus der Live-Sendung ergibt. Die Bemühung um die Möglichkeit, live zu senden, hat zahlreiche technische Lösungen hervorgebracht, von denen die meisten letztlich als Provisorien wieder verschwunden sind. Das wichtigste davon ist das Zwischenfilmverfahren von Telefunken. Zu Beginn der

¹ „Von allem Anfang an“ bedeutet vom Beginn der ersten technischen Realisierungen, also der frühen mechanischen Systeme auf der Grundlage der Nipkowschen Lochscheibe und der Weillerschen Spiegeltrammel, die etwa Mitte der Zwanziger Jahre entstanden. Noch ursprünglicher, in den letzten zwanzig Jahren des 19. Jahrhunderts, war „Fern-Sehen“ als Erweiterung der Telephonie geplant: Man wünschte, seinen Gesprächspartner am Telefon nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen, d. h. es ging zuerst um Bildtelephonie. Daß der Gedanke an diesen Zweck der elektrischen Bildübertragung lange nicht aufgegeben wurde, verdeutlicht die Tatsache, daß Mitte der Dreißiger Jahre in vier deutschen Städten öffentliche Bildtelefone eingerichtet waren. Zu dieser Zeit gibt es sowohl in Deutschland als auch in England als auch in den USA bereits regelmäßige TV-Ausstrahlungen als Programmfernsehen, also als Erweiterung des Radios. Wir wählen als Ursprungszweck der elektrischen Bildübertragung trotz des noch älteren Bildtelephoniekonzepts die Vermittlung von Nachrichten und anderen Programmen analog zum Radio, weil die ersten funktionierenden TV Systeme für diesen Zweck eingesetzt wurden und eben nicht für Bildtelephonie/zwecke (auch wenn die ersten Bildübertragungen über das Telefonnetz und nicht drahtlos durchgeführt wurden).

Dreißiger Jahre gibt es zwar bereits neben den mechanischen auch elektronische TV-Kameras, im wesentlichen zwei Typen: Die Bildzerlegerröhre (dissector tube, P. Farnsworth, 1929) und die Ikonoskop-Röhre (V. I. Zworykin, 1923 u. 1932). Beide aber sind noch ungeeignet für Außenaufnahmen, weil die jeweils verwendeten Bildwandler-elemente (Targets) noch nicht lichtempfindlich genug sind, um auch außerhalb eines Studios mit künstlicher Beleuchtung brauchbare Bilder liefern zu können. Es besteht aber bereits Bedarf an Außenaufnahmen, deshalb müssen andere Lösungen gefunden werden. Telefunken begegnet dem Problem mit dem systematischen Einsatz von Zelluloidfilm in der Fernsehproduktion. Dabei werden Ereignisse abgefilmt; der Film wird schnell entwickelt und durch eine spezielle Abtastapparatur geführt, die aus den Filmbildern Bildsignale erzeugt. Hierbei - eben bei der Abtastung des Films - lassen sich wieder künstliche Lichtbedingungen schaffen und so brauchbare TV-Bilder gewinnen. Der ganze Prozeß von der Aufnahme über die Filmentwicklung bis zur Abtastung des Films und Ausstrahlung des Bildsignals beansprucht weniger als eine Minute; das Kriterium der Synchronität ist somit annähernd erfüllt. Telefunken kann das gesamte für sein Zwischenfilmverfahren erforderliche Equipment in einem Lastwagen unterbringen; so ist eine mobile Einheit gegeben, mit der von den Olympischen Spielen 1936 in Berlin die ersten Sportübertragungen live durchgeführt werden. Das Zwischenfilmverfahren bleibt aber nicht die endgültige Lösung des Live-Problems, wesentlich deshalb nicht, weil bei ihm Unmengen an giftigen Chemikalien (zur Filmentwicklung) anfallen, weil die Unfallgefahr hoch ist und weil der Prozeß im Unglücksfall nicht gestoppt werden kann, ohne die Übertragung zu unterbrechen. Die endgültige Lösung besteht in der Entwicklung immer sensiblerer Bildwandler-elemente in elektronischen Kameras, von denen sich schließlich Zworykins Ikonoskop-Röhre durchsetzt. Zu Beginn der Vierziger Jahre sind diese Kameras tauglich für Außenaufnahmen (Superikonoskop, Orthikon-Röhre). Der photographische Film bleibt gleichwohl als Speichermedium wichtig für den TV-Produktionsprozeß, allerdings nicht mehr in der Form des Zwischenfilmverfahrens, bei dem eine Filmkamera die Bilder aufnimmt und der Film dann abgetastet wird, sondern in der Form, daß eine elektronische Kamera die Bilder produziert und ins Studio sendet, wo eine Empfangsröhre (TV-Bildschirm) mit einer mit der Bildwiederholungsrate dieser Empfangsröhre synchronisierten photographischen Kamera abgefilmt wird (Hokine-Prozeß; in den USA ist die *Aufzeichnung*, also *Speicherung* von TV-Bildern aufgrund der dreistündigen Zeitdifferenz zwischen Ost- und Westküste eminent wichtig, weil TV-Nachrichten, die in New York live gesendet werden können, in Los Angeles zur Unzeit - drei Stunden zu früh - kämen). Erst die Entwicklung der Magnetaufzeichnung von TV-Signalen (Videoband) zu Beginn der fünfziger Jahre führt zum Verschwinden des photographischen Films aus dem TV-Produktionsprozeß.

Die technischen Grundlagen des Reality-TV - und darunter haben wir zunächst jede Form der Live-Sendung zu verstehen - wären also geklärt. Wichtig für

die genaue Festlegung der Definition von Reality-TV ist auch noch die Einführung des Kriteriums der Regie. Dem live gesendet werden kann mit und ohne Regieinstanz. Hier muß weiters unterschieden werden zwischen Nachrichten- und Unterhaltungssendung (vgl. dazu den einleitenden Exkurs im Abschnitt *Formen und Inhalte von Reality-TV*). Die Regieinstanz bei der Nachrichtensendung waltet über die Auswahl der zu sendenden Nachrichten und über deren Moderation. Die Regieinstanz bei der Unterhaltungssendung entscheidet über Script (also „Handlung“) und Präsentation der Sendung. Das Kriterium der Regieinstanz ist deshalb so wichtig für die Definition von Reality-TV, weil man entscheiden können muß, ob beim Zustandekommen von Bildern aus der Realität eingegriffen wurde oder nicht bzw. in welchem Ausmaß. Hier wird eine graduelle, skalenartige Abstufung auszumachen sein, die von der absoluten Abwesenheit einer Regieinstanz (Bilder von einem Erdbeben), also absoluter Zufälligkeit, bis zum maximalen Eingreifen einer Regieinstanz (Bilder von der Abend-Live-Show), also maximaler Ausschließung von Zufälligkeit, verlaufen dürfte. Gemeinsam ist aber allen diesen Varianten, daß sie auf Live-Aufnahmen zurückgehen. Die historisch ersten Formen von Reality-TV sind Live-Berichte von politischen Versammlungen sowie Sportübertragungen. Die Olympischen Spiele von Berlin 1936 waren keineswegs das erste Sportereignis, von dem live berichtet wurde. Am 8. Mai 1931 verwendete die Londoner Baird Television ihre neu entwickelte Freilicht-Fernseh-ausrüstung, die in einem Wagen untergebracht war, um Außenaufnahmen bei ihren Long Acre Studios zu machen. Um Tageslicht-Fernseh-bilder herzustellen, hat J. L. Baird einen großen Spiegel so eingerichtet, daß das Licht von einer Szene auf eine ca. 0,6m große Spiegeltrommel des Weiller-Typs reflektiert wurde. Auf der Trommel waren 30 Spiegel in einem Winkel so befestigt, daß das Licht auf eine Photozelle gestrahlt wurde. Am 3. Juni 1931 wurde derselbe Aufnahmewagen nach Epsom Downs gebracht, um das dortige Derby aufzunehmen. Die Kamera war vor der Haupttribüne und dem Zieleinkauf postiert. Die Signale wurden über Kabel zu einem Kontrollraum in Long Acre, von dort nach Savoy Hill und weiter zum Sender in Brookmans Park gesendet, von wo aus das Bildsignal auf 261m, das Tonsignal auf 365m ausgestrahlt wurde. Es wird berichtet, daß die Bilder noch in 120 Meilen (192km) Entfernung empfangen worden seien. Der Aufnahmewagen wurde später nach Savoy Hill gebracht; ab dem 31. Oktober 1931 wurde von ihm aus ein wöchentliches Programm regelmäßig ausgestrahlt,² und bereits am 21. August 1928 führte General Electric die erste Außenaufnahmen-Fernübertragung anlässlich der Rede des Gouverneurs Al Smith über die Annahme seiner Präsidentschaftskandidatur für die Demokraten in Albany durch. Die Kamera war ein neuer Lichtpunkt-abtaster; als Lichtquelle für die Abtastung diente eine 1000-Watt-Lampe, die - wie bei einer Studioaufnahme - den überwiegenden Teil des notwendigen Lichts lieferte, obwohl bei

² Albert Abramson: *The History of Television, 1881 to 1941*. Jefferson (N. C.) / London: McFarland 1987, 165f.

Tageslicht gearbeitet wurde. Die Übertragung funktionierte gut, doch beim eigentlichen Ereignis, der Rede, gingen die Riesenscheinwerfer der Wochenschaulfilmer an, und es konnte kein Bild mehr gewonnen werden.³

Schon hier wird deutlich, was Reality-TV heißt: Das Aufnehmen und Übertragen von Wirklichkeit mit all ihren unvorhersehbaren Zufälligkeiten zum Zeitpunkt ihres Geschehens. Die weitere historische Entwicklung bringt neue Formen von Reality-TV hervor, in denen mehr und mehr Regieeingriffe vorgenommen werden, in denen also der Zufall, dem das frühe Live-Fernsehen noch vollkommen hilflos ausgeliefert ist, mehr und mehr ausgeschlossen werden soll. Damit können wir zu den verschiedenen Formen von Reality-TV übergehen.

Formen und Inhalte von Reality-TV

Bevor wir uns den verschiedenen Formen und Inhalten von Reality-TV, die das Fernsehen im Verlauf seiner Entwicklung hervorgebracht hat, zuwenden können, müssen wir uns noch mit einer für unsere Betrachtungen überaus wichtigen Begriffsfrage auseinandersetzen, nämlich mit der Klärung des Begriffs der „Unterhaltung“ im Fernsehen und seiner Beziehung zum Begriff der „Nachricht“. Beide Begriffe (*news* vs. *entertainment*) scheinen ein Gegensatzpaar zu bilden, als wäre der eine das Gegenteil des anderen. Dies gilt allerdings nur auf der Ebene der Programmparadigmen. Wenn zutrifft, was A. Abramson über den Beginn des Programmfernsehens sagt, daß nämlich das Fernsehen die Grammatik des Films auf die Programmgestaltung des Radios übertragen habe,⁴ so scheint der Gegensatz zwischen „Nachrichtensendung“ und „Unterhaltungssendung“ wie selbstverständlich eingerichtet und aufgrund der gegensätzlichen Inhalte der beiden Programmparadigmen plausibel. Der inhaltliche Unterschied zwischen Nachrichten- und Unterhaltungssendung wird durch die jeweilige Aktualitätsdifferenz des je Gesendeten bestimmt, wobei die Aktualität zugleich auch das Kriterium für den Wert der Nachrichtensendung bildet, hingegen kein Kriterium für den Wert der Unterhaltungssendung. Dieser Umstand wird noch für die Bestimmung von Reality-TV im engeren Sinne von Bedeutung sein. Während nun beim Radio diese inhaltlichen Abgrenzungen sehr direkt auch die Unterscheidung zwischen den Programmkategorien „Nachrichten“ und „Unterhaltung“ begründen, löst das Fernsehen diesen Zusammenhang zwischen Inhalt und

Paradigma auf. Die visuelle Rezeptionsform führt dazu, daß *allen* Programmkategorien, also eben auch der Kategorie „Nachrichten“, wesentlich mehr Unterhaltungswert zukommt als beim nur auditiven Medium Radio. Zwar bleibt die Unterscheidung zwischen „Nachrichtensendung“ und „Unterhaltungssendung“ beim Fernsehen eben analog zur Radioprogrammgestaltung, an der sich die frühe TV-Programmgestaltung orientiert, grundsätzlich aufrecht und führt zur Bildung entsprechender eigener Ressorts („Aktueller Dienst“ vs. „Unterhaltung“). Dabei bleibt auch die Aktualität des Gesendeten das Definiens des Werts der Nachrichtensendung, aber nicht länger das einzige. Durch die analog-optische Darstellung der „Nachricht“ erhält sie wie alles Bildhafte nun auch Unterhaltungswert, wie etwa auch das Beispiel der Zeitung verdeutlicht: Nachrichten erhalten dadurch auch Unterhaltungswert, daß sie in visueller Rezeptionsform dargebracht werden. Die größte deutsche Boulevardzeitung trägt deshalb auch das Wort „Bild“ im Titel wie ein großes Unterhaltungsversprechen an das Publikum.

Die Unterscheidung zwischen „Nachrichtensendung“ und „Unterhaltungssendung“ ist beim Fernsehen in dieser einfachen Form wesentlich oberflächlicher als noch beim Radio. Der Umstand, daß die visuelle Rezeptionsform jedem Programm und gerade auch dem Nachrichtenprogramm Unterhaltungswert verleiht, ist für die Klärung dessen, was Reality-TV im engeren Sinn heißt, von großer Bedeutung, aber nicht nur dafür. Alle Formen von Reality-TV verdanken sich mehr oder weniger dieser Tatsache, wie wir im folgenden sehen werden. Der Unterhaltungseffekt, der aus der visuellen Rezeptionsform hervorgeht, ist nicht eigentlich die Ursache vieler unerwünschter Tendenzen in der „Mediengenwart“, vielmehr ist es der Umstand, daß dieser Effekt dort zur Verwässerung des Informationsbegriffs führt, wo das Fernsehen eben nicht Unterhaltungsweck hat: Am stärksten fällt dies in der Nachrichtensendung auf, die informieren soll, aber ebenso auch etwa in der Diskussionsendung, in der politischen Berichterstattung usw.⁵ Es ist dieser Effekt der permanenten Unterhaltung durch das Fernsehen, unabhängig vom gesendeten Programm, der dazu führt, daß, wie einleitend gesagt, der Begriff der „Realität“ allmählich transformiert wird. „Information“ im Fernsehen heißt immer „Information über Realität“, über reales Geschehen. Die Gewohnheit, Realität im Fernsehen immer verbunden mit Unterhaltung wahrzunehmen, führt zu einer inadäquaten Erwartungshaltung gegenüber der nicht medialisierten, der „realen“ Realität, die das Unterhaltungsversprechen nicht einlösen kann. Konzepte wie „Infotainment“ oder „Edutainment“ versuchen, dieser Tatsache Rechnung zu tragen. Ob sie den Realitätsverlust, der sich in den letzten 15 Jahren zunächst einmal als Geschichtsverlust bemerkbar gemacht hat, werden ausgleichen können, scheint fraglich.

³ Ebd., 124.

⁴ „Television applied the motion picture grammar to radio programming, converting news, sports, and especially drama, into visual form with the greatest of ease.“ (Abramson, *History of Television*, 2).

Die Arbeit Abramsons ist die umfangreichste, detaillierteste und zuverlässigste Darstellung der technischen Geschichte des Fernsehens, die mir bekannt ist. Sie ist als Grundlage für jede historische Auseinandersetzung mit dem Medium Fernsehen unverzichtbar; die Lektüre dieses Buchs sei jedem an der Geschichte des „Leitmediums“ von heute Interessierten mit dem größten Nachdruck empfohlen.

⁵ Es ist kein Zufall, daß die aufklärungsfeindlichste politische Partei Österreichs sich am intensivsten der visuellen Medien (Video) bedient, weil sie sehr gut weiß, daß der Unterhaltungseffekt die Perception von Inhalten verzerrt und kritisches Bewußtsein trübt.

Wenn wir nun im folgenden die verschiedenen historischen Entwicklungen von Reality-TV durchgehen, so haben wir dabei stets die Tatsache vor Augen zu behalten, daß jede Unterscheidungskontur zwischen Programmkategorien durch den permanenten Unterhaltungseffekt des Fernsehens verwischt wird. In besonderem Maße wird dieser Umstand, wie gesagt, in der Betrachtung von Reality-TV im engeren Sinne von Bedeutung sein.

Die Sportübertragung bleibt für längere Zeit die hervorstechendste und signifikanteste Form von Reality-TV; daneben sind auch Live-Übertragungen von politischen Veranstaltungen (hierher gehören auch Militärparaden, Krönungsfeierlichkeiten u. ä.) von einiger Bedeutung. Erst die Erfindung der Magnetaufzeichnung (Videoband) wird in den fünfziger Jahren neue Formen generieren, worüber im vorliegenden Beitrag noch zu sprechen sein wird. Kennzeichnend für die Sportübertragung als Reality-TV ist der Umstand, daß der Zufall nicht völlig ausschließbar ist, ja gar nicht ausgeschlossen werden soll, weil gerade der Effekt der Überraschung, des Unvorhersahbaren den Unterhaltungswert von Live-Sport mitkonstituiert. Das bezieht sich auf positive Überraschungen gleichermaßen wie auf negative: Egal, ob sich ein Außenseiter überraschend gegen einen Favoriten durchsetzt, oder ob es nun beim Rennen zum spektakulären Unfall kommt – immer besteht der Reiz in der prinzipiellen Unsicherheit der Live-Sendung, daß alles passieren *kann*, aber nicht *muß* bzw. natürlich auch in der Möglichkeit, in dem Fall, *daß* etwas passiert, direkt als Augenzeuge am Ort des Geschehens zu sein. Das Mindestmaß an Beherrschung des Zufalls, das gerade erforderlich ist, um überhaupt senden zu können, stellen die Strukturen des beginnenden Sportfernsehens zur Verfügung. Daß der Zufall aber die besten Organisationsstrukturen blitzartig über den Haufen werfen kann, verdeutlicht noch heute jede wegen Schlechtwetters kurzfristig abgesagte Skirennlauf-Übertragung.

Das beginnende Fernsehnachrichtenwesen beginnt, das Kriterium der Live-Sendung für Reality-TV in den Hintergrund zu drängen. Hier spielt vor allem eine technische Entwicklung eine große Rolle: Die Erfindung der Magnetaufzeichnung von TV-Signalen (Videoband) durch Bing Crosby Enterprises 1951, besonders aber durch Ampex 1956 macht es erstmals unnötig, zur Aufzeichnung (Speicherung) von TV-Bildern eine Empfängerröhre und ein komplettes Filmequipment verwenden zu müssen. Vielmehr können Ereignisse nun wesentlich einfacher elektronisch aufgenommen und gespeichert werden. Der Entfall der Entwicklungsprozedur im hot-kine-Prozeß mit photographischem Film trägt ein übriges zur massiven Beschleunigung der Fernsehproduktion bei. Bald werden die Videorecorder so klein, daß sie problemlos in Fahrzeuge gepackt und in kürzester Zeit überallhin transportiert werden können. Zwei signifikante Effekte hat das zur Folge: Erstens, wie gesagt, muß Reality-TV nicht mehr notwendig in der Live-Sendung stattfinden. Ereignisse der Realität können nun vor Ort aufgenommen und abgespeichert werden, d.h. sie müssen nicht erst ins Studio übertragen und dort

mit hohem Aufwand von der Empfangsröhre abgefilmt und so gespeichert werden, bis sie gesendet werden können. Dadurch erhöht sich die Aufnahmekapazität um ein Vielfaches, gleichzeitig werden die Auswahlkriterien weniger streng, weil nun nicht mehr nur die absolut unverzichtbaren Ereignisse aufgenommen und zur Ausstrahlung gebracht werden können. Damit korrespondiert der zweite Effekt: Es kommt zu einer Inflation von Bildern; damit steigt die Wahrscheinlichkeit, daß bei einem wichtigen, aber eben zufälligen, unvorhersagbaren Ereignis eine Aufnahmekamera schon dabei ist. Dies ist eine wesentliche Voraussetzung für das, was heute unter Reality-TV verstanden wird, also für den modernen, engeren Begriff von Reality-TV, der im dritten Abschnitt des vorliegenden Beitrags besprochen wird. Die Entwicklung der privaten Videokameras und -rekorder seit Beginn der Siebziger Jahre bis hin zum modernen superkleinen (also: -mobilen) Camcorder (Sony, 1980, 1985) potenziert diese Inflation von elektronisch gespeicherten, also jederzeit TV-mäßig verfügbaren und verarbeitbaren Bildern, und trägt so wesentlich zur Herausbildung des modernen – aber eben zu eingeschränkten – Begriffs von Reality-TV bei.

Bleiben wir vorerst aber noch bei den verschiedenen Formen von Reality-TV. Wie gesagt, rückt der Begriff des Reality-TV mit der Erfindung der Magnetaufzeichnung endgültig vom Live-Prinzip ab, nachdem bereits der hot-kine-Prozeß zu einer Trennung zwischen Nachrichten- und Live-Sendung beigetragen hat. Die Realität kommt zunehmend über die Nachrichten ins Fernsehen, die nicht unbedingt synchron, sondern auch mit einiger Verzögerung ausgestrahlt werden können. Man könnte hier von „Quasi-Livesendungen“ sprechen. Das Prinzip Zufall, das mit der Realität untrennbar verbunden ist, wird nun durch die stark steigende Präsenz von Kameras abgemildert. Am Ende dieser Reality-TV-Entwicklung steht der Sender CNN, der überhaupt nur noch Nachrichten ausstrahlt. Im Verlauf dieser Entwicklung kann eine deutliche Tendenz zur Senkung der Hemmschwelle des gerade noch Sendbaren nicht bestritten werden. Weshalb sollte ein TV-Sender es auch bei der sprachlichen Mittelung bewenden lassen, in der Stadt X sei ein Herr Y gelyncht worden, wenn er über die Bilder dieses Vorfalles verfügt? Und daß er über sie verfügt, resultiert eben aus diesem Prozeß der Steigerung der Kamerapräsenz und der Inflation der Bilder, wie er beschrieben wurde, der sich seinerseits der Entwicklung der Magnetaufzeichnung verdankt. Hinsichtlich der Senkung der Hemmschwelle dieser Form von Reality-TV muß natürlich auch auf die Ereignisse des Februar 1991 am Persischen Golf verwiesen werden, auf den sogenannten Krieg im Wohnzimmer. Hier ist die Kamerapräsenz dermaßen gestiegen, daß es möglich wurde, zu sehen, wie Bomben sich ihr Ziel suchen, mit Bestimmtheit eine historisch völlig neue Form von Reality-TV. Im übrigen gehört zu diesem Prozeß der Steigerung der Kamerapräsenz auch die Tendenz des Sportfernsehens, immer noch mehr kleine Kameras an immer unmöglicheren Stellen, sei es an einem Skirennfahrer, sei es an einem Tennisnetz, sei es an einem Rennauto usw., anzubringen, immer auf der Suche nach noch spektakuläreren Bildern.

Die Magnetaufzeichnung hat aber nicht nur diese Form von Reality-TV hervorgebracht, wenngleich diese ohne Zweifel die weitaus wichtigste und folgenreichste im Hinblick auf die Kognitionsprozesse in der Mediengesellschaft ist. Es gibt auch spielerische Formen des Umgangs mit der - durch Videoband - stets möglichen Gegenwart einer Kamera, wie die verschiedenen Varianten der „versteckten Kamera“ zeigen. Bevor wir auf diese zu sprechen kommen, sei noch einmal der Blick auf die Live-Sendung gerichtet. Denn wenngleich die Magnetaufzeichnung das Reality-TV von seiner Verpflichtung auf Live-Sendungen abgelöst hat, werden diese als Reality-TV nicht völlig unwichtig. Beispiele für ihr Fortbestehen sind zunächst die in den Sechziger Jahren in Deutschland entstehenden großen Samstagabend-Shows, deren Bedeutung an der gigantischen Popularität etwa eines H. J. Kulenkampff (*Einer wird gewinnen*), die heute in dieser Form für einen Show-Präsentator vielleicht gar nicht mehr vorstellbar ist, abgelesen werden kann. Das Prinzip Zufall ist in diesen Shows, wie im ersten Abschnitt beschrieben, bis auf ein Minimum zurückgedrängt. Ihr Reiz besteht, anders als bei den Sportübertragungen, auch nicht in der steten Möglichkeit des Unvorhersehbaren, der Überraschung, sondern hier ist der Live-Charakter selbst das Ausschlaggebende, also die Suggestion, zur gleichen Zeit, da der große, populäre Star auf der Bühne steht, bei seiner Vorführung anwesend zu sein, wenn auch nicht physisch, sondern nur mit den Augen und den Ohren. Diese Shows verwandeln die ganze Nation in ein riesiges Theater, bei dem alle, die wollen, dabei sein können. Die Samstagabend-Live-Show ist, wie auch ihre Erben in den Neunziger Jahren, die Spätabend-Talkshows, primär eine Möglichkeit der Beziehungssimulation: Die bloße Tatsache, daß der Star live, „hier und jetzt“, also synchron mit dem Seher auftritt, gibt diesem die Möglichkeit, zu glauben, der Star tue es nur für ihn, wie eben auch im Theater mit Präsenzpublikum. Wie wichtig für diese Suggestion der Live-Charakter der Show tatsächlich ist, beweist die Tatsache, daß kleinere Shows („Game Shows“), also billigere Produktionen, immer mit Studiopublikum abgedreht werden, um Live-Charakter zu fingieren, auch wenn die Sendung schon Tage zuvor produziert wurde. Noch billigere Produktionen verzichten auch auf das Studiopublikum, nicht aber auf seinen Applaus: Dort kommt er aus der elektronischen Geräuschkulisse, d.h. er wird einfach aus der Konserve zugespielt. Verzichtet kann man auch dort nicht auf ihn, weil nur er den für die Beziehungssimulation so wichtigen Live-Charakter garantiert.

Reality-TV, wenngleich nicht gerade im spielerischen Bereich, sind auch die ernstesten Geschwister der Live-Unterhaltungsshow, die Live-Diskussionssendungen, zumal die politischen. Auch hier handelt es sich um Produktionen, in denen der Zufall durch eine starke Regieinstanz zurückgedrängt wird; in der Regel wird dies ein erfahrener Moderator sein, der die Themen vorgibt und die Diskussion führt. Dennoch läßt sich das Prinzip Zufall auch hier nicht ganz austreiben, es spielt jedenfalls hier doch noch eine größere Rolle als bei der Unterhaltungsshow: so manche Diskussion wird gerade erst dadurch auch unterhaltend, daß sie Momente des

Zufälligen, Unvorhersehbaren aufweist, ebenso wie sich mancher Diskussionssteilnehmer dadurch profilieren kann, daß er für Knalleffekte sorgt. Problematisch wird diese Erscheinung natürlich dort, wo Inhalte im Zentrum zu stehen haben, nicht unvorhersehbare Verhaltensweisen und Wortspenden. Der politischen Diskussion, wenn sie im Fernsehen stattfindet, wird oft vorgeworfen, sie sei niveaulos oder habe reinen Unterhaltungswert, sei nicht geeignet für eine „echte“ Auseinandersetzung mit politischen Themen. Warum aber? Nun, weil es eben zu den strukturellen Charakteristika von Live-Sendungen als Reality-TV gehört, daß sie ihren Unterhaltungswert aus dem Überraschungseffekt, den sie, ganz getreu dem Prinzip Zufall, nun einmal ermöglichen, beziehen. Und der Populist wird diese Möglichkeit natürlich hemmungslos ausbeuten. Deshalb darf man von einer politischen Live-Diskussion nicht erwarten, daß sie eine „echte“ politische Auseinandersetzung mit Sachthemen ersetzen kann; die Diskussion im Fernsehen ist eben immer auch Unterhaltung, auch wenn sie vorgibt, nur über unterschiedliche politische Standpunkte „informieren“ zu wollen. Es ist nun einmal nicht garantiert, daß sich alle Teilnehmer mit Selbstverständlichkeit Skrupel auferlegen, die spezifischen Möglichkeiten der Live-Sendung zu nützen. Jede Live-Sendung, auch die vorgeblich nur auf Information angelegte, hat zumindest strukturell auch Unterhaltungswert - eben aufgrund des Umstands, daß in ihr nichts von vornherein ausgeschlossen werden kann - schon gar nicht, daß einer der Teilnehmer diese Möglichkeiten nützt. Im übrigen gibt es auch hier eine Hemmschwelle, und auch ihre Tendenz ist - jedenfalls im gegenwärtigen Österreich - im Sinken begriffen. Es ist müßig, hier lange und ausführlich auf die Ursachen für dieses Sinken, bzw. präziser: Auf die Urheber dieses Sinkens einzugehen, diese sind zu bekannt, als daß man ihnen zu noch mehr Publicity verhelfen müßte. Wichtig wäre aber, daß einmal der Zusammenhang zwischen dieser sinkenden Hemmschwelle, politischem Populismus und den *medienspezifischen Möglichkeiten* des Populismus erkannt wird. Ebenso müßte in eine Analyse dieses Zusammenhangs über die politische Live-Diskussion im Fernsehen hinaus auch die nicht-medialisierte politische Veranstaltung (Kundgebung, Ansprache usw.) einbezogen werden, die nicht zufällig neben der Sportveranstaltung zu den allerersten „Themen“ des gerade erst entstehenden Fernsehens gehört hat. Denn auch sie ist ein „Live-Ereignis“ mit allen strukturellen Möglichkeiten des Überraschens, des Einbringens und Wirkenlassens des Unerwarteten usf. Der Populist wird diese Möglichkeiten z. B. durch immer neue Verunglimpfungen, immer neue und immer üblere Anschwärmungen gegen seinen Gegner usf. nützen. Immer aber geht es ihm dabei um den Effekt der Überraschung, wie auch bei seinem Live-Auftritt im Fernsehen, und um diesen Effekt auch nach dem tausendsten Mal noch erzielen zu können, ist er geradezu gezwungen, die Hemmschwelle zu drücken, sowohl im Hinblick auf das Ausnützen dieser Möglichkeiten als auch inhaltlich.

Kehren wir von den Formen von Reality-TV auf der Basis der Live-Sendung noch einmal zu den spielerischen Formen zurück, genauer zu den Produk-

tionen des Typs „Versteckte Kamera“. Es wurde bereits gesagt, daß diese Formen ohne die Magnetaufzeichnung von TV-Signalen nicht entstehen hätten können. Erst die freie, nicht ans Studio gebundene Verwendungsmöglichkeit von TV-Kameras mit Bildaufzeichnung vor Ort ermöglicht solche Spielereien. Ihre Inhalte sind praktisch ganz der Phantasie der Produzenten überlassen; immer aber wird es in irgendeiner Form darum gehen, eine Situation zu inszenieren, mit der eine oder mehrere Zentralpersonen unvorbereitet konfrontiert werden. Der ORF hat in den Siebziger Jahren solche Produktionen hergestellt; in England läuft seit Jahrzehnten die „Versteckte Kamera“-Reihe *Beadle's Around*, und wohl keine TV-Station der Welt hat noch nicht in irgendeiner Form damit experimentiert. Hier geht es um reine Unterhaltung, deren Wert wie auch immer umstritten sein mag.

Reality-TV im engeren, modernen Verständnis, seine Motivation und journalistische Philosophie

Reality-TV im engeren, modernen Begriff geht im wesentlichen aus jenen Prozessen hervor, die im vorangegangenen Abschnitt beschrieben worden sind: Die Magnetaufzeichnung führt zu einer progressiv gesteigerten Kamerapräsenz, diese wiederum zu einer Inflation der Bilder. Indem die elektronische Kamera auch an den Laien weitergegeben wird, erhöht sich diese Inflation der Bilder noch einmal um ein Vielfaches. Zugleich steigt damit die Wahrscheinlichkeit, daß zum Zeitpunkt eines Unglücksfalls eine Videokamera anwesend ist, die das Geschehen aufnimmt. Solche Aufnahmen bilden das Material für Reality-TV im engeren Sinne.

Die Motivation derartiger Programmgestaltung und ihre journalistische Philosophie stehen im folgenden zur Debatte. Im vorhergehenden Abschnitt ist festgehalten worden, daß das Prinzip von Reality-TV im hier diskutierten Sinne eigentlich dem Fernsehrichtenwesen entstammt, also der Fernsehinformation, während Reality-TV engeren Begriffs selbst eigentlich reines Unterhaltungsprogramm ist. Natürlich versuchen die Produzenten, solchen Programmen (als beliebiges Beispiel sei die Reihe *Action News* von RTL genannt) wenigstens noch einen dünnen Anstrich von Informationsanspruch zu verleihen; in den meisten Fällen ist aber bereits die fehlende Aktualität des Gezeigten verärrerisch genug, sodaß zumeist schon erkennbar ist, daß damit nur die Sensationsgier der Seher befriedigt werden soll. Trotzdem werden wir mit diesem falschen Informationsanspruch auf das TV-Nachrichtenwesen zurückverwiesen. Im vorhergehenden Abschnitt wurde gesagt, daß dort eine deutliche Tendenz zur Senkung der Hemmschwelle unübersehbar geworden ist; in der Tat werden die in den TV-Nachrichten gezeigten Bilder zunehmend brutaler, grausamer, blutiger, unverblümt, direkter. Wir stoßen hier auf ein in Wahrheit äußerst komplexes Problem, vor dem jeder Journalist, auch der für Printmedien berichtende, eines Tages steht. Es handelt sich dabei um den Konflikt zwischen einer grausamen Realität und dem Erfordernis, über diese Grausamkeit in einer Form zu berichten, die

einerseits die Fakten ehrt, andererseits aber keine Sensationsberichterstattung sein soll, in der ein Superlativ der Grausamkeit den anderen jagt. Dieses Problem, das sei nachdrücklich betont, stellt sich dem Informationslieferanten, dem für das Nachrichtenwesen Arbeitenden, nicht aber dem Produzenten von Reality-TV engeren Sinnes, über den noch zu sprechen sein wird.

Der angesprochene Konflikt scheint sich gerade in den letzten Jahren zunehmend verschärft zu haben. Golfkrieg, Jugoslawienkriege, Terrorismus verschiedenster Provenienz, Minderheitenverfolgung allerorten, damit verbunden das eskalierende Flüchtlingsproblem, die sich verschärfende Drogenproblematik in den westlichen Städten, die weltweit verschlechterte Menschenrechtssituation usw. usf. haben die Realität schon grausamer gemacht, daran kann kein Zweifel bestehen. Die entscheidende Frage lautet: Muß deswegen auch die Berichterstattung darüber notwendig grausamer werden? Diese Frage kann indes nur von Fall zu Fall entschieden werden, und es scheint, als zeichne sich der gute Berichterstatter heutzutage gerade dadurch aus, daß er diese Frage eben in jedem Fall richtig beantworten kann. Den Tatsachen zu ihrem Recht zu verhelfen einerseits, den Tatsachenbericht nicht in den Sensationalismus abgleiten zu lassen andererseits, ist zweifellos die schwierigste Aufgabe, die ein TV-Berichterstatter heutzutage zu bewältigen hat. Auf Information, also eben internationale Berichterstattung spezialisierte Medien wie CNN stehen zusätzlich vor einem verschärften Selektionsproblem. Während sich bei Allressortmedien wie dem ORF die Selektion schon aus eingeschränkter Sendezeit für die Berichterstattung des aktuellen Dienstes zu einem Gutteil von selbst ergibt, einfach deswegen, weil klare Prioritäten zu erfüllen sind, steht ein reiner Informationssender mit 24 Stunden Sendezeit wie CNN täglich neu vor der Frage nach der thematischen Auswahl und Gewichtung seiner Berichte. Auch diese Frage bildet natürlich auch ein entscheidendes Präliminarium für die tatsächliche Grausamkeit der letztlich gezeigten Bilder.

Anders als TV-Berichterstatter stehen die Produzenten von Reality-TV engeren Sinnes nie wirklich vor den hier beschriebenen schweren persönlichen Entscheidungen, denn für sie ist, wenn sie an die Arbeit gehen, immer alles schon vorab entschieden: Härter, grausamer, brutaler. Sie interessiert nicht die bloße Meldung vom Geiselnahme, der fünf Menschen erschossen hat. Sie wollen den Akt des Verbrechens selbst im Bild haben. Sie kümmern sich nicht um die nackte Nachricht, eine Massenkarambolage im Frühnebel habe 10 Todesopfer gefordert, sie wollen den Unfall selbst in Bild und Ton. Ihnen sind die Opfer ganz gleichgültig. Was zählt, sind die Bilder, in denen sie zu Opfern werden, und weil kluge und verantwortliche Berichterstatter solche Bilder in der Regel dem Publikum mit gutem Grunde vorenthalten, rufen die Produzenten von Reality-TV engeren Sinnes eben das Publikum selbst auf, solche Bilder herzustellen und sich so gegen gutes Geld zu ihren Handlangern zu machen. Dank modernster Elektronik kann heute jeder den TV-Berichterstatter spielen. Erhebt man den Vorwurf, hier werde absichtsvoll, bedenken- und zugleich

simlos brutalisiert, so berufen sie sich schnell auf die TV-Nachrichten: Das sei eben die Realität, und die Leute hätten ein Recht darauf, sie zu sehen, wie sie ist.

Von hier aus können wir die Frage nach der Motivation und nach der journalistischen Philosophie von Reality-TV engerer Bestimmung beantworten. Die Entwicklung hat im Bereich des TV-Nachrichtenwesens eingesetzt. Mit der Magnetbandaufzeichnung ist das Fernsehen zu einem wirklich schnellen Nachrichtenmedium, sind die Bilder in den TV-Nachrichten damit sensationeller geworden. Der Unterhaltungswert, den solche Bilder eben auch besitzen, hat schlaue TV-Produzenten auf den Plan gerufen. Die Videokamera für den Laien ist allgegenwärtig, deshalb steigt die Wahrscheinlichkeit, daß „Privatberichterstattung“ ohne einen Funken an journalistischer Verantwortung ins Programm kommt. Tatsächlich haben wir es hier nicht mit der Frage nach einer journalistischen „Philosophie“ zu tun, sondern mit der Frage nach journalistischer Verantwortung. Berufsfremde belasten sich mit dieser Frage natürlich erst gar nicht. Privates Paparazzigehabe entsteht von selbst, wenn erst einmal die entsprechende Technik jedermann zum Spottpreis zur Verfügung steht. Reality-TV, auch harmloseren Zuschnitts wie die ORF-Produktionen der Reihe *Hoppala*, muß grundsätzlich als Produkt von Werkzeug in den falschen Händen begriffen werden. Ebenso grundsätzlich muß erkannt werden, daß derlei Produkte den Begriff der Information, der Berichterstattung beschädigen. Denn natürlich gibt es neben solchen Privatprodukten auf der Grundlage von Voyeurismus und Sensationsgier auch noch ein seriöses Informieren, gibt es eine ernsthafte Berichterstattung hohen journalistischen Anspruchs, und mögen sich deren Bilder gelegentlich in Spektakularität und Drastik von Reality-TV-tauglichen Aufnahmen nicht mehr unterscheiden, so ist doch immer noch streng zu unterscheiden zwischen Produktionen, die der Aufklärung, d.h. Klarstellung von Sachverhalten, die für die Allgemeinheit wichtig sind, dienen, und solchen, die ausschließlich unterhalten sollen, die dem Amusement dienen. In diese Kerbe schlägt auch Neil Postmans Argument, man müsse zusätzlich zu den Nachrichten auch deren Kontext im Auge behalten, man müsse also unterscheiden zwischen Information, die im Lebenskontext der Rezipienten von Bedeutung ist, und „dekontextualisierter“ Information, also Botschaften, die nur ihres Unterhaltungswerts wegen transportiert werden.⁶ Die Beschädigung des Informationsbegriffs durch ausschließlich der Unterhaltung dienende „Nachrichten“ ist wesentlich folgenschwerer, als es hier dargestellt werden kann. Letztlich affiziert diese Beschädigung auch den Realitätsbegriff, also die allgemeine Vorstellung dessen, was *wirklich* sei. Allerdings kann im vorliegenden Beitrag auf diese Problematik nicht weiter eingegangen werden; sie ist zu komplex und zu

wichtig, als daß man sie in wenigen Schlagworten abhandeln könnte. Dabei würde es unweigerlich zu erkenntnisbehindernden Verkürzungen und Vereinfachungen kommen. Aber der Hinweis auf den Zusammenhang zwischen der Beschädigung und Verzerrung des Nachrichtenbegriffs durch die Vermengung von Information und Unterhaltungszweck, die Reality-TV im engeren Sinne verursacht, und dem Verlust des Konsenses über das, was als real, als wirklich anerkannt wird, sei wenigstens gegeben.

Schlußwort

Die hier geführte Diskussion zum Thema Reality-TV verdeutlicht vor allem eines: Daß es erforderlich ist, „intelligent“ fernzusehen, das bedeutet im wesentlichen: Kritisch fernzusehen. Wie gezeigt, genügen schon einige wenige Differenzierungen, um „gute“ und „schlechte“ Programme auseinanderhalten zu können: die Urteilsbildung muß dabei keinesfalls subjektiv, d.h. nach beliebigen Kriterien erfolgen. Es ist kein beliebiges Kriterium, ob Fernsehbilder der Information dienen oder ob sie augenscheinlich nur die Sensationsgier befriedigen sollen. Gerade das Beispiel des Reality-TV im engeren Sinne führt das deutlich vor Augen. Es ist auch kein beliebiges Kriterium, ob in einer Live-Diskussion evidentenmaßen nur nach Effekten gehascht wird, oder ob konstruktive Inhalte entworfen werden, usw. Die rationale Urteilsbildung wird durch das Medium Fernsehen sicher erschwert, keine Frage. Ob sie gänzlich verschwinden wird, wie der Pessimist Neil Postman befürchtet, kann hier nicht entschieden werden. Der vorliegende Beitrag hat jedenfalls versucht, das Gegenteil zu beweisen.

LITERATUR

Abramson, Albert: *The History of Television, 1881 to 1941*. Jefferson (N.C.) / London: McFarland 1987.

Postman, Neil: *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt/Main 1988 (= Fischer Taschenbuch 4285.).

Ders.: *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt/Main 1987 (= Fischer Taschenbuch 3855.).

Ders.: *Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1992.

⁶ Vgl. Neil Postman: *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt/Main 1988 (= Fischer Taschenbuch 4285.), 87, 83ff. et passim; bzw. auch Ders.: *Das Verschwinden der Kindheit*. Frankfurt/Main 1987 (= Fischer Taschenbuch 3855.), passim; sowie Ders.: *Das Technopol. Die Macht der Technologien und die Entmündigung der Gesellschaft*. Frankfurt/Main 1992, passim.

NOTIZEN

Kommunikationstechnologien in Osteuropa.
Entwicklungen der letzten fünf Jahre¹

Informationen über die ehemaligen COMECON-Länder waren dürftig oder manipuliert. In den letzten Jahren hat ein rasanter Wechsel stattgefunden, dessen Verlauf wenig bis gar nicht dokumentiert ist. In einer Lehrveranstaltung des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien wurde versucht, eine Geschichte der Telekommunikation in Osteuropa für die letzten fünf Jahre zu erarbeiten.

Generelle Trends

Kommunikationstechnologien verändern Teile unseres Lebens. Wir kommunizieren über Satelliten mit Telefonen, Terminals, Faxgeräten und Bildschirmen, Computer tauschen Daten aus. Medien, denen man nur geringe Chancen einräumte, haben sich durchgesetzt. Sehr oft fehlt aber vor ihrer Einführung die Klärung von Grundsatzfragen wie: Was bringt es? Oder: Was wird es kosten?

Ein Bericht der Europäischen Union besagt, daß die westeuropäischen Länder aufgrund inadäquater Kommunikationseinrichtungen 2% ihres Bruttonationalproduktes verloren haben.

High Technology hat ganze Gesellschaftsschichten verschoben. Am Beispiel Deutschlands läßt sich nachweisen, daß zwischen 1960 und 1991 die Anzahl der Beschäftigten in der Landwirtschaft (1991: 1 Million) um 76% und in traditionellen Industrien (1991: 3,82 Millionen) um 33% abgenommen haben. Im selben Zeitraum hat die Beschäftigtenzahl in „Top-Technologie“ (1991: 390.000) um 44% und „High Tech“ (1991: 4,5 Millionen) um 26% zugenommen.

Wie aber sehen diese Verhältnisse in den osteuropäischen Ländern aus? Die Jahre nach der politischen Wende haben dramatische Veränderungen mit sich gebracht. Im kommunistischen System spielte Telekommunikation nur eine untergeordnete Rolle, im Vordergrund stand Produktion. Wenn Kommunikationstechnologien eingesetzt wurden, dann handelte es sich um Einweg- und Massenkommunikation für propagandistische Zwecke. Individualkommunikationsmittel wie das Telefon waren den Politikern vorbehalten. Ein ungarischer Taxifahrer formulierte es treffend: „Ein Telefonbesitzer muß Mitglied der kommunistischen Partei sein.“

Betrachtet man die Ausgaben für Kommunikationstechnologien im internationalen Vergleich, so ist der Anteil Osteuropas nicht sehr hoch:

Westeuropa	33,7%
Nordamerika	23,4%
Asien/Pazifik	18,6%
Osteuropa	10,8%
Zentral- und Südamerika	5,3%
Asien	3,4%
Mittlerer Osten	3,2%
Afrika	1,6%

Der Anteil Osteuropas wird sich in den nächsten fünf Jahren allerdings verdoppeln. Der Nachholbedarf ist groß. Besitzen in Österreich mehr als 50% der Einwohner ein Telefon, sind es in vielen osteuropäischen Ländern immer noch weniger als 10 oder 20%.

Telefonanschlüsse auf 1.000 Einwohner:

	1988	1993
Albanien	12	13
Bulgarien	210	285
Estland	190	232
Kroatien	173	201
Litauen	219	254
Lettland	186	229
Polen	78	115
Rumänien	98	114
Rußland	123	153
Slowakei		168
Slowenien	185	261
Tschechien	157	191
Ukraine	116	149
Ungarn	81	147

Durch die Einführung mobiler, also kabelungebundener Kommunikationsmittel kann die Dichte des Telefonnetzes rascher erhöht werden. Diese Entwicklung wird aber nicht nur vom Investitionsvermögen betrieben. Die skandinavischen Länder sind führend an der Verbreitung von Mobiltelefonen in Westeuropa beteiligt und beeinflussen auch die Baltischen Staaten.

Mobiltelefone pro 10.000 Einwohner (1993):

Estland	57
Ungarn	42
Slowenien	33
Kroatien	24

¹ Dieser Beitrag stellt das kurz gefaßte Ergebnis einer Lehrveranstaltung am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien unter der Leitung von Dr. Johann Günther dar.

Baltische Staaten	18
Lettland	18
Tschechien	7
Polen	4
Litauen	3
Bulgarien	1
Rußland	0,4
Rumänien	0,3
Weißrußland	0,3
Ukraine	0,0

Die Entwicklung all dieser Technologien zeigt aber, daß die Dichte von Kommunikationsnetzen und das Bruttonationalprodukt eines Landes in einem Verhältnis stehen.

Wie die folgenden Länderbeispiele zeigen, haben sich Medien wie Satellitenfernsehen, die den demokratischen Nachholbedarf befriedigen helfen und von privaten Initiativen abhängig sind, rascher verbreitet. Die Beispiele wurden exemplarisch ausgewählt und stellen die unterschiedlichen Entwicklungsstadien der osteuropäischen Staaten dar.

TSCHECHISCHE REPUBLIK

Durch die Teilung der Tschechoslowakei am 1. Jänner 1993 entstanden zwei autonome Staaten: Die Tschechische und die Slowakische Republik.

Tschechien hat 10,3 Millionen Einwohner, in der Hauptstadt Prag leben 1,11 Millionen Menschen. Bemerkenswert - und für die Medienentwicklung nicht unwichtig - ist der hohe Anteil an westlichen Zuwanderern in der „Goldenen Stadt“. Seit der Wende sind etwa 35.000 amerikanische und kanadische Staatsbürger, hauptsächlich Studenten, nach Prag übersiedelt. Ihre „Szene“ besteht aus zahlreichen Lokalen, zwei englischsprachigen Wochenzeitungen und einem eigenen Radiosender. Eine der mitunter skeptischen Prager Reaktionen auf diese Entwicklung: „Die Amerikaner versilbern die goldene Stadt.“

Auf dem wirtschaftlichen Sektor gilt Tschechien als „Musterschüler“ unter den ehemaligen Ostblockstaaten. Die Arbeitslosenrate ist niedrig, die Wirtschaft wächst rasch, die Währung ist stabil. Die bürgerliche Regierung unter Vaclav Klaus betreibt eine entschlossene, aber maßvolle Privatisierungspolitik. Im Gegensatz zu Ungarn und Polen hat die Tschechische Republik noch keinen Beitrittsantrag zur Europäischen Union gestellt.

Telephon

Die Tschechoslowakei bildete hinsichtlich der Vernachlässigung des Fernmeldewesens keine Ausnahme unter den ehemaligen COMECON-Ländern. Gegenwärtig entfallen auf 100 Einwohner nur 17 Telephonanschlüsse,

während der OECD-Durchschnitt bei etwa 40 Geräten liegt. Die meisten technischen Einrichtungen stammen aus den 50er Jahren, mit der Digitalisierung der Leitungen wurde erst nach der politischen Wende begonnen. Dazu kommt, daß in der Vergangenheit ein großer Teil der Gewinne aus der Telekommunikation dem Staatshaushalt zugeführt wurde und somit für Innovationen verloren war.

Bis zum Jahr 2000 soll das OECD-Niveau erreicht werden. Mindestens 3 Millionen Haushalte müßten zusätzlich an das Telephonnetz angeschlossen werden, was rund 135 Millionen Kronen (54 Millionen ÖS) kosten würde.²

Für die Zukunft ist die Privatisierung der staatlichen Fernmeldebehörde *SPT Telecom* geplant. Vorerst sollen noch 51% der Aktien in Staatsbesitz bleiben, später können Teile davon an private Interessenten verkauft werden. Realistische Schätzungen beziffern das zur Modernisierung notwendige Kapital auf rund 200 Milliarden Kronen (80 Milliarden ÖS). Diese Mittel sollen auf dem Kapitalmarkt gefunden werden.

	Anschlüsse	pro 1.000 Einwohner	öffentliche Telephonzellen
1990	3.023.372	292	14.742
1991	3.126.266	304	15.308
1992	3.238.051	314	15.844

(Quelle: *Statistisches Jahrbuch für die CR 1993*)

Datenübertragung

Der Verkauf von Computer- und Kommunikationshardware in den Reformländern ist in den letzten Jahren sprunghaft angestiegen. Gaben die Tschechen 1990 noch etwa 100 Millionen US-Dollar für Endgeräte aus, so waren es 1992 bereits etwa 350 Millionen. Die Tschechische Republik liegt damit sowohl in der Zuwachsrate als auch in absoluten Zahlen klar vor Polen und Ungarn.

Bildschirmtext

SPT Telecom, die Tschechische Fernmeldebehörde, betreibt seit einiger Zeit ein eigenes VTX-System. VTX (Videotex) stellt das Pendant zum österreichischen oder deutschen BTX (Bildschirmtext) dar. Český Videotex ist über die Nummer 0042/2644/0566 erreichbar.

Hörfunk

Derzeit sind vier Stationen im gesamten Staatsgebiet zu empfangen: *Praha, Radiozurnal, Alfa* und *Frekvence 1*.

Das tschechische öffentlich-rechtliche Radio finanziert sich zu 90% über Gebührenerlöse. Werbung macht nur einen geringen Teil aus, da der Gesamtwerbepfand nur 1% der Sendezeit betragen darf.

² *Wirtschaft und Handel in der Tschechischen Republik, 1/1994.*

Seine Hauptaufgabe sieht der Tschechische Rundfunk (*Cesky Rozhlas*) darin, objektive, vielseitige und sorgfältig abgewogene Informationen aus allen Bereichen des Lebens zu geben. Die kulturelle Identität der tschechischen Nation soll genauso gefördert werden wie die der ethnischen Minderheiten. Das Radio soll erzieherische wie auch unterhaltende Institution sein.

Cesky rozhlas produziert folgende Programme:

- *Cro 1 - Radiozurnal*: Nachrichten („Millionen von Zuhörern ermöglichen wir eine augenblickliche Orientierung im einheimischen und ausländischen Geschehen“)
- *Cro 2 - Praha*: Programm „für die ganze Familie“
- *Cro 1 - Radio 3 - Vltava FM*: Kulturprogramm „europäischen Typs“
- *Cro Studios*: 8 verschiedene Regionalprogramme für Ceske Budejovice, Plzen, Usti nad Labem, Hradec Kralove, Ostrava, Brno, Olomouc und „Regina Praha“
- *Radio Praha*: Auslandssender auf Kurzwelle

Daneben gibt es zahlreiche privat finanzierte Radioprogramme, die mit einer Ausnahme (*Radio Cerna Hora*) von Prag aus senden:

- *Radio Alfa* (96,6 MHz): Nachrichten, Musik
- *Radio Bonton* (99,7 MHz): Musik, Kurznachrichten, Prag-Informationen
- *Radio City* (93,7 MHz): Nachrichten, Musik
- *Radio Collegium* (103,7 MHz): Klassik, Jazz, Tanzmusik
- *Country Radio* (89,5 MHz): Country-Musik
- *Evropa 2* (88,2 MHz): Musik, Kurznachrichten
- *RFI - Radio Free Europe* (1287 KHz): Nachrichten, Kommentare
- *Frekvence 1* (102,5 MHz): Nachrichten, Musik
- *Radio Golem* (90,3 MHz): Musik, Talkshows, Programme für Studenten, Religion
- *R.L.O.* (87,8 MHz): Familienradio
- *Radio Kiss 98 FM* (98,1 MHz): Musik, Nachrichten, Kultur
- *Radio Kobra* (97,7 MHz): Klassik
- *Radio Metropolis* (106,2 MHz): Englischsprachige Nachrichten, Rock
- *Radio I* (91,9 Mhz): Independent Music, Kurznachrichten
- *Radio Vox* (101,5 MHz, in Südböhmen 95 MHz): Soft Rock, Kurznachrichten
- *Radio Zlata Praha* (97,2 MHz)
- *Radio Cerna Hora* (105,3 MHz)

Eine Statistik von *Cesky rozhlas* aus dem Jahr 1993 weist Reichweiten für verschiedene Radiostationen aus. Die Gesamtzahl der tschechischen Radiohörer wird mit 6,8 Millionen angegeben. Die Vergleichszahlen für die beiden Privatsender *Radio Alfa* und *Frekvence 1*, die erst seit Herbst 1993 senden, können nicht direkt mit den Zahlen der öffentlich-rechtlichen Programme verglichen werden.

Sender	Nettoreichweite in %	in Tausend
<i>Cro 1 - Radiozurnal</i>	39	3.300
<i>Cro 2 - Praha</i>	31	2.600
<i>Cro - Regionalstudios</i>	9	769
<i>Cro 3 - Vltava</i>	2	174
<i>Radio Alfa</i>	5	380
<i>Frekvence 1</i>	2	201

Fernsehen

Die Entwicklung der Fernsehlizenzen in der Tschechischen Republik kann aus folgender Tabelle entnommen werden:

	Gebührenzahler	Einwohner pro Lizenz
1980	3.130	3,3
1985	3.179	3,3
1989	3.351	3,1
1990	3.348	3,1
1991	3.246	3,2
1992	3.184	3,2

(Quelle: *Statistisches Jahrbuch für die CR 1993*)

Neben der öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalt *Cesky televize* (Kaveci Hory, Na Hrebenech II, 14070 Praha 4) gibt es auch einige private Fernsehstationen, wie etwa *Nova TV* (Mestanska beseda, Vladislavova 20, Praha 1).

Eigentümer von *Nova TV*, welches seit Februar 1994 sendet, sind die tschechische Gesellschaft CET 21, die amerikanische Investmentgruppe CED-CME und die Tschechische Sparkasse. Laut Direktor Zelezny will *Nova TV* „das Fernsehen nicht neu erfinden“, der Informationsbereich sei durch das öffentlich-rechtliche Fernsehen durchaus professionell abgedeckt. *Nova TV* habe es sich zur Aufgabe gemacht, über „Ereignisse zu Hause mit Betonung des Unpolitischen“ zu berichten. Sport und Popmusik haben einen höheren Stellenwert als bei *Cesky televize*. Interessen von Minderheiten wird nur „in Ausnahmefällen“ Rechnung getragen. Der Sender finanziert sich aus Werbeeinnahmen; alle 45 Minuten darf ein Werbeblock gesendet werden.

Als weitere private Fernsehstationen sind *Premiera TV* (Palac kultury, 5 Kvetna 65/1640, 14000 Praha 4) und *Praha News* (Samova 22, 10100 Praha 10) zu nennen.

SLOWAKEI

In der Slowakischen Republik leben rund 5.269.000 Menschen, in der Hauptstadt Bratislava rund 440.000. Im November 1989 erfolgte der Übergang vom kommunistischen System zur demokratischen Republik, am 1. Jänner 1993 erfolgte die Trennung der Tschechoslowakei in zwei unabhängige Republiken, 600.000 Ungarn, die im Süden des Landes leben, bilden die größte Minderheit der Slowakei.

Als wichtigste Tageszeitungen gelten *Novy Cas* (Auflage 250.000), *Pravda* (235.000), *Praca* (130.000) und *Narodna Obrada* (60.000).

1993 stellten die Weltbank 2,6 Milliarden US-Dollar und der Internationale Währungsfonds 1,8 Milliarden US-Dollar für den Ausbau von Autobahnen und Telekommunikation zur Verfügung.

Telephon

1985 wurden in der Slowakei nur 99.989 inländische Anrufe registriert. Bis 1990 stieg diese Zahl fast um den Faktor 2,5, 1991 waren es bereits 2.716.769 Anrufe. Seit 1989 werden in dieser Statistik nur mehr jene Anrufe berücksichtigt, die mittels automatischem Impuls gezählt werden konnten, automatisch durchgeführte Anrufe scheinen nicht auf.

1992 betrug die Zahl der Telephonanschlüsse 939.000, 1995 sollen es nach Schätzungen bereits 1.255.000 Abschlüsse sein, ein Zuwachs von rund 30%. 1992 gab es 828.000 Hauptanschlüsse, 1995 wird es geschätzte 1.064.000 (Zuwachs rund 30%), im Jahr 2000 schon rund 1.540.000 (Zuwachs rund 50%) Hauptanschlüsse geben.

Die Dichte des Telephonnetzes bezogen auf je 100 Einwohner betrug 1992 15,6 Anschlüsse. Für 1995 wird eine Dichte von 20, für das Jahr 2000 eine Dichte von 28,8 Anschlüssen prognostiziert.

Der Finanzierungsbedarf für den Ausbau der digitalen Telekommunikation ist enorm: Insgesamt werden 15.217.200.000 Slowakische Kronen benötigt, an Eigenkapital stehen 7.969.180.000 Milliarden Kronen zur Verfügung.

1990 gab es in der Slowakei 2.514 Faxanschlüsse. Bereits im Jahr 1991 stieg die Zahl auf 16.202 Anschlüsse, was einen Anstieg auf das 6,5fache bedeutet.

ALBANIEN

Albanien mit der Hauptstadt Tirana ist mit rund 3,3 Millionen Einwohnern eines der kleinsten Länder auf der Balkanhalbinsel. Die Wirtschaft ist vorwiegend agrarisch ausgerichtet.

1991 fanden die ersten freien Parlamentswahlen statt. Die gewählte Regierung zerbrach allerdings bereits 1992 und wurde von der neuen Regierung unter S. Berisha abgelöst.

Albanien gilt heute mit einem Pro-Kopf-Einkommen von 300 Dollar als das ärmste Land Europas. Das kommunistische Regime hatte das Land in eine wirtschaftliche Katastrophe geführt. Das Wirtschaftswachstum, das zur Zeit etwa 10% beträgt, weist allerdings auf eine langsame Stabilisierung der ökonomischen Situation hin, wobei der Fremdenverkehr als größtes Hoffungsgebiet gilt.

Die Infrastruktur Albanien befindet sich in einem denkbar schlechten Zustand, was sich natürlich auch auf dem Gebiet der Telekommunikation bemerkbar macht. Albanien bildet mit 14 Telephonanschlüssen pro 1.000 Einwohner (OECD-Durchschnitt: 400) eindeutig das Schlußlicht in diesem Bereich. Der Ausbau des Telephonnetzes wurde aber bereits mit Unterstützung der EBRD (European Bank for Recovery and Development) in Angriff genommen.

Telephon

Das albanische Telephonnetz blieb während der kommunistischen Herrschaft weit hinter dem Standard der westlichen Länder zurück. Das Telephonnetz besteht aus 48.000 Anschlüssen bei 3,3 Millionen Einwohnern, was einer Dichte von 1,4 Anschlüssen pro 100 Einwohner entspricht. Private Telephonanschlüsse sind selten und vor allem in Beamtenhaushalten zu finden. Die Warteliste für einen Anschluß umfaßt rund 50.000 Anwärter. Der tatsächliche Bedarf dürfte aber höher liegen, da die Listen zum Teil sehr ungenau geführt werden und sich viele Anwärter noch nicht eingetragen haben. Schäden am Leitungsnetz sind sehr häufig, da viele oberirdische Leitungen gestohlen und weiterverkauft werden.

Ferngespräche und internationale Verbindungen können nur von sieben albanischen Städten aus im Selbstwählverkehr hergestellt werden. Ansonsten werden diese Verbindungen halbautomatisch oder händisch hergestellt.

Der Ausbau des albanischen Telephonnetzes befindet in Planung und wird von internationaler Seite unterstützt. Der Plan der Regierung für den Ausbau umfaßt drei Bereiche:

1. Die Einrichtung eines digitalen Backbone-Netzes, das Geschäftsleuten in Ballungszentren die notwendige Infrastruktur bereitstellen und als Fundament der folgenden Netzwerke dienen soll
2. Das digitale Mobiltelephonnetz GSM, das Geschäftsleuten und anderen Benutzern zur Verfügung stehen und sowohl lokal als auch international einsetzbar sein soll
3. Lokale Netzwerke zur Versorgung des ländlichen Raumes

Erste Planungs- und Entwicklungsarbeiten haben bereits vor zwei Jahren mit Unterstützung der EBRD begonnen. In der ersten Projektphase, die noch heuer in Angriff genommen wird, soll der dringendste Bedarf der Wirtschaft und der Industrie in den größten Städten mit 27.000 neuen Anschlüssen abgedeckt werden.

Die internationale Anbindung sieht die Verlegung von Glasfaserkabeln nach Italien und Mazedonien vor, als Teil der „Trans-Balkan-Line“, die einst Italien, Albanien, Mazedonien, Bulgarien und die Türkei verbinden soll.

Bis zum Jahr 2002 soll die Dichte des albanischen Telefonnetzes 55 Anschlüsse pro 1.000 Einwohner betragen, was immer noch weit unter dem westeuropäischen Durchschnitt liegt. Dieses Defizit soll zusätzlich durch die Einrichtung eines Funktelefonnetzes verringert werden.

Die folgende Tabelle zeigt einige wichtige Kennzahlen des albanischen Telefonnetzes:

Zahl der Anschlüsse:	48.000
Dichte des Netzes:	1,4%
Dichte in städtischen Ballungsräumen:	3%
Dichte in ländlichen Gegenden:	0,65%
Zahl der Dörfer ohne Anschluß:	1.300 (von 2.880)
Manual Subscribers (manuelle Vermittlung notwendig)	16.400
Analoge Anschlüsse	27.000
Digitale Anschlüsse	4.600
Beantragte Anschlüsse	ca. 50.000 (Bedarf wahrscheinlich höher)

Seit 1992 sind auch Faxgeräte erhältlich. Die wichtigsten Firmen und Organisationen dürften, nach Erfahrungen des Verfassers, bereits mittels Fax erreichbar sein. Es muß allerdings mit Problemen Verbindungsaufbau und mit längeren Übertragungszeiten gerechnet werden.

Daneben existiert auch ein Telex-Netz, das in das internationale Netz eingegliedert ist.

Rundfunk

Folgende Tabelle zeigt die albanischen Rundfunkbetreiber:

Fernsehen:

Radiotelevizioni shqiptar (RTSH): 1 Programm

Hörfunk:

- *Radiotelevizioni shqiptar*
- *Radio Kukes*
- *Radio Shkodra*
- *Radio Korca*
- *Radio Gjirokastra*

(Liste vermutlich nicht komplett)

Kabelfernsehen: –

Satellitenfernsehen:

eigene Programme,
vor allem für albanische Emigranten

BTX, Videotext: –

Das Rundfunkrahmengesetz vom 23. November 1994 führte zur Unabhängigkeit und Demokratisierung der Stationen. Während das albanische Fernsehen früher direkt der Kommunistischen Partei unterstand, unterliegt es heute als staatliche Einrichtung kaum direkter Einflußnahme. Die Finanzierung erfolgt vor allem über Gebühren und staatliche Zuschüsse, der Werbemarkt ist kaum entwickelt.

Private Rundfunkstationen sind im Rundfunkrahmengesetz nicht vorgesehen. Momentan wäre es für Privatsender auch kaum möglich, sich über Werbung zu finanzieren. Das Verbot von Privatsendern orientiert sich vor allem an der gegenwärtigen realpolitischen Situation in Albanien. Da die Gesetzeslage starken Veränderungen unterworfen ist, ist nicht auszuschließen, daß potentielle Betreiber früher oder später die Erteilung einer Sendelizenz erreichen.

Albanien betreibt auch ein eigenes Satellitenprogramm, das täglich zwischen 18.30 Uhr und 20.30 Uhr ausgestrahlt wird. Das Programm ist vor allem für die zahlreichen Emigranten gedacht, die das Land nach der Öffnung der Grenzen verlassen haben. Satellitenempfangsanlagen sind keine Raritäten mehr. Sie sind hauptsächlich in städtischen Haushalten zu finden. Daneben können viele Haushalte terrestrisch ausgestrahlte italienische Programme empfangen.

Kabelfernsehen gibt es in Albanien nicht. Noch in der kommunistischen Ära wurden Parteifunktionäre über ein Mini-Netz mit ausländischen Programmen versorgt.

Ein echtes Kuriosum stellt der von Radio Tirana betriebene Sender dar, über den lange Zeit Sendungen in nahezu allen gängigen Sprachen (unter anderen Englisch, Deutsch, Französisch, Russisch, Italienisch, den Balkansprachen, Ungarisch, Polnisch, Arabisch und Persisch) weltweit verbreitet wurden. Ursprünglich war der Sender in Prag beheimatet und wurde von China aus betrieben. Als es 1960 zum Bruch zwischen China und den Warschauer-Pakt-Staaten kam, verlegte China den Sender nach Albanien und strahlte von dort aus seine vor allem für Europa bestimmten Sendungen aus. 1978 wurde der Sender von Albanien übernommen. Nach dem politischen Umschwung wurde der Sendebetrieb stark reduziert. Radio Tirana sendet aber noch immer in den wichtigsten internationalen Sprachen, darunter auch in Deutsch.

Johann Günther

REZENSIONEN

WALTER PASS / GERHARD SCHEIT / WILHELM SVOBODA: *Orpheus im Exil. Die Vertreibung der Österreichischen Musik von 1938 bis 1945*. Verlag für Gesellschaftskritik, Wien 1995 (= Antifaschistische Literatur und Exilliteratur, Bd. 13).

Der Pianist Adolph Baller, in den USA als Begleiter Jehudi Menuhins zum gefeierten Kammermusiker avanciert, trat nach 1945 nur ein einziges Mal wieder in Wien auf, und zwar im Jahr 1962. In einer Zeitungskritik war nach seinem Konzert von einer „Musiziertradition“ die Rede, „die seit über 20 Jahren abgerissen, nunmehr unversehrt wiedererstand“ (S. 7) sei.

Von „unversehrt“ konnte allerdings keine Rede sein. Und zwar in mehrerer Hinsicht. Im März 1938 war Adolph Baller folgendes passiert: Die Nationalsozialisten leerten Säure auf den Gehsteig und zwangen unter vielen anderen auch Baller zum Aufwaschen. Sie erkundigten sich nach seinem Beruf: Pianist. Daraufhin begannen sie mit ihren Stiefeln auf seine Hände zu trampeln. Sie schlugen ihm außerdem mit einem Revolver auf den Kopf. Ballers Hände konnten geheilt werden, doch verlor er durch die Folterung das Vermögen, auswendig zu spielen.

Was der Feuilletonist des Jahres 1962 zum Verschwinden gebracht hat, soll im Buch *Orpheus im Exil* rekonstruiert werden: Vertreibung und Exil der österreichischen Musikerinnen und Musiker.

Zum ersten Mal haben sich Autoren in akribischer Kleinarbeit mit dieser Thematik auseinandergesetzt. Teil 1 der Studie behandelt die Entwicklung der österreichischen Musik von den 30er Jahren bis in die Nachkriegszeit. Dabei wurden einzelne Lebensläufe exemplarisch dargestellt, um den verschiedenen Aspekten der Musikforschung gerecht zu werden, z.B. die Biographie des kürzlich verstorbenen Komponisten Marcel Rubin. Doch auch Interpreten, Dirigenten, Musiklehrer und -kritiker (beispielsweise Kurt Blaukopf oder Georg Knepler) sind Gegenstand der Untersuchung. Das Buch versucht, den Lebensalltag und die berufliche Karriere von österreichischen Musikerinnen und Musikern im Exil aufzuspüren.

Teil 2 besteht aus einem übersichtlich gestalteten und sehr ausführlich dargestellten Lexikon der exilierten Künstlerinnen und Künstler. „Die an das Lexikon anschließende umfangreiche ‚Liste Österreichischer Musiker im Exil mit keinen oder wenigen weiteren Lebensdaten‘ mag veranschaulichen, wie sporadisch das Exil der österreichischen Musik bisher erforscht wurde. Auch das vorliegende Buch ist eben nur ein Anfang.“ (S. 10)

Ein Anfang, der zu künftigen Forschungsanstrengungen anregen sollte. So sind u.a. noch immer Anzahl und Namen derjenigen VertreterInnen österreichischer Musikunst unbekannt, denen die Flucht ins Ausland

nicht gelang und die in Konzentrationslager verschleppt und ermordet wurden.

Michaela Lindinger

WILL. SCHABER (Hrsg.): *Zeitzeuge „Aufbau“*. Texte aus 6 Jahrzehnten. Gerlingen: Bleicher 1994. 240 S.

Die Wochenzeitung *Aufbau* hat 1994 ihren 60jährigen Geburtstag feiern können. Das Blatt, das aus einem internen Periodikum einer deutsch-jüdischen Emigrantenvereinigung in New York 1934 entstanden ist und noch heute als internationale deutschsprachige Stimme des Judentums weite Beachtung findet, ist wohl eine der letzten publizistischen Aktivitäten deutscher Emigranten. Das Jüdische Museum in München hat im Winter 1994/95 eine Ausstellung über den *Aufbau* gezeigt, die im Frühjahr 1995 nach Augsburg weiterwandern wird. An der Auswahl der Texte und Bilder für die Ausstellung war Will Schaber führend beteiligt. Die Buchpublikation kann als Begleitveröffentlichung angesehen werden, die einen ganz eigenständigen Wert hat.

Der Herausgeber der Anthologie hat, wie auch die Zeitschrift *Aufbau* selbst, immer wieder die politische Erinnerung an das deutsche Exil wachgehalten und dessen Erforschung gefördert. *Zeitzeuge „Aufbau“* ist ein weiterer Beitrag dazu. Das Buch bietet einen spannenden Querschnitt durch die deutsche Zeitgeschichte seit der Weimarer Republik. Auch die politischen und kulturellen Entwicklungen in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz werden thematisiert.

Die Autoren des *Aufbaus*, weitaus überwiegend nicht Berufsjournalisten, sondern durch die Innen- und Außenpolitik des nationalsozialistischen Deutschland Betroffene oder an der Erforschung der Zeitgeschichte engagierte Persönlichkeiten, umfaßt eben einen Einblick in Schwierigkeiten der Emigration und zeigen an überzeugenden Beispielen, wie sie auch überwunden werden konnten.

Der Blick auf die Bundesrepublik Deutschland in der Nachkriegszeit stellt eine weitere wichtige Perspektive dar. Es ist ein kritischer Blick, der aber immer von Sachkenntnis getragen ist und dem Ziel dient, demokratische Entwicklungen zu fördern. Das Buch ist mit Portraitszeichnungen des 1935 aus Berlin nach New York emigrierten bedeutenden Pressezeichners Benedikt Fred Doblin (gestorben 1971 in New York) illustriert. Carl Zuckmayer, Richard Tauber, Elisabeth Bergner, Hans Sahl, Alfred Polgar, Egon Friedell, Kurt Pinthuis und andere werden vom zupackenden Zeichenstift Doblins vorgestellt. Den Auftakt bildet ein Portrait Thomas Manns.

Die Anthologie ist der Zeitgeschichte gewidmet, ihre Lektüre ist aber geeignet, gegenwärtige vereinigungsbedingte deutsche Klagen zu relativieren. Weil die Autoren des *Aufbaus* politische Maßstäbe anlegen, die noch immer Gültigkeit besitzen, sei die Lektüre jedem empfohlen, der ein wenig Abstand zur politischen wie medienhistorischen Entwicklung gewinnen will.

Hans Bohrmann

WOLFGANG KOS: *Eigenheim Österreich. Zu Politik, Kultur und Alltag nach 1945*. Wien: Sonderzahl 1995. 172 S., ATS 220,-

Österreich nach 1945 (und besonders nach 1955) als „Eigenheim“ zu bezeichnen, ist eine mehr als gelungene Metapher, die auch als Abgrenzung zu „Anschluß“- , monarchistisch-großösterreichischen Gefühlen und dem Gequassel vom „besseren Deutschtum“ aus Erster Republik und autoritärem Ständestaat zutrifft. Dieses „Eigenheim“ und vor allem dessen Bewohner mußten allerdings eingerichtet (und das im wahrsten Sinn des Wortes) werden. Wolfgang Kos macht sich in drei Detailuntersuchungen – um beim Einrichten zu bleiben – auf die Suche nach den „inneren und äußeren Anstrichen“ des Heimes, nach jenen „spezifische(n) Allegorien des Antifaschismus, des Wiederaufbaues, der österreichischen Konkordanzdemokratie“ (S. 64).

Neben der Analyse eines punktuellen Ereignisses (*Die Schau mit dem Hammer. Zur Planung, Ideologie und Gestaltung der antifaschistischen Ausstellung „Niemals vergessen!“*, S. 7-58) versucht die zweite Untersuchung (*Zukunftreich und muskelstark. Zum öffentlichen Menschenbild der Wiederaufbaujahre*, S. 59-149) auf „der imaginären Bühne (...) ein Ensemble unverzichtbarer Typen der Zweiten Republik“ (S. 67) zu präsentieren. Den Abschluß bildet *Horizont-Verschiebungen. Über Nähe und Ferne, Enge und Exotik in den fünfziger Jahren* (S. 151-172), wobei dieses Kapitel einen etwas gequälten Eindruck vermittelt und bei weitem nicht so gediegen ausgefallen ist wie die beiden vorgehenden Untersuchungen.

Die Schau mit dem Hammer beschreibt nicht nur die Ausstellung „Niemals vergessen!“ bzw. deren Chronologie, Konzept(veränderungen), Inhalte und künstlerische Gestaltungen allein, sondern zeigt auch die parteipolitischen Rahmenbedingungen und Einflüsse, die von Systembrüchen unbeschadet den personellen und ästhetischen Kontinuitäten der Ausstellungsmacher auf. Kos zeigt auch die persönliche Instrumentalisierbarkeit und die kollektive Instrumentalisierbarkeit der Ausstellung auf, daß nämlich die gezeigten Inhalte, trotz verschiedener biographischer Hintergründe der Besucher, doch auf gemeinsame kollektive Nenner zu bringen waren. Die konkrete Gestaltung von „Niemals vergessen!“ – ursprünglich sollte die Ausstellung (man bedenke den unfreiwilligen Symbolgehalt) „Republik Österreich - Die braune Pest“ heißen – scheint eine Collage und eine frühe Folie dessen zu sein, was sich ab Mitte der 80er Jahre als „Lebenslüge der Zweiten Republik“ im Sprachgebrauch etablierte. „...Niemals vergessen!“ war eine Art Schleuse: mit deren Durchquerung konnten ehemalige Anhänger und Profiteure des Nationalsozialismus einen Trennstich zu ihrer Vergangenheit ziehen.“ (S. 46) Aber nicht nur diese: Durch die Inhalte, Thematisierungen und deren Inszenierungen war die Ausstellung auch ein Spiegel des „von oben“ erwünschten Geschichtsbildes und Geschichtsverständnisses, „um (die) neue Staatlichkeit nach 1945 legitimieren zu können“ (S. 43), wie Kos anhand des gestalterischen Aufarbeitung des Themas Widerstand festhält. Im Sinne dieser „Rot-Weiß-Rot-Buch-Ideologie“ war es nur selbstverständlich, daß dem

Thema „Widerstand“ übermäßig viel Raum zugeachtet wurde, viel mehr, als er je an realer Bedeutung hatte, und daß die Themen „Anschluß“-begeisterung, Verstrickung und Kollaboration ausgeblendet wurden, wohingegen am Topos des überfallenen, verlassen und wehrlosen Volkes im Sinne einer kollektiven Selbstdarstellung nach außen und Beruhigung nach innen festgehalten wurde.

Im zweiten Abschnitt führt Kos graphische Typen und Topoi der Zweiten Republik, wie „gesprengte Ketten und Fesseln“, den „Heimkehrer“, den „Sämann“, „Frauendarstellungen“ oder die „Männer von Kaprun“ vor (S. 77-138), wobei er nicht bei der reinen Beschreibung stehenbleibt, sondern auch deren Herkunft, Vorläufer, Ursprünge und systemübergreifende Kontinuitäten und deren Instrumentalisierung(en) zum Zweck von Integration und Desintegration, Anklage und Entschuldung analysiert. Als Quellen dienen Wandbilder, Plastiken, Reliefs, Bücher, Briefmarken, Ausstellungskataloge, Filme, Denkmäler, Zeitschriften, also Materialien, die im öffentlichen Raum Menschen und deren Umfeld darstell(t)en, die öffentliche Verbreitung fanden, um öffentlich zu wirken. Diese (Selbst)darstellungen sollten – gemäß den Intentionen der Auftraggeber – wirken und beeinflussen. „Es scheint“, so Kos über den Topos „Handschlag und Gemeinschaft“ resümierend, „daß sich in solchen idealen Geometrien das Gemeinsame eines Wesenszuges der österreichischen Nachkriegsgesellschaft ausdrückt: die Fixierung der Führungselite und der Bevölkerung, also des gesamten soziokulturellen Milieus, auf obrigkeitlich-korporatistische Regelungsmuster.“ (S. 121)

Natürlich kann man an dem Buch einiges bemängeln: Das nicht überragende dritte Kapitel etwa, das Fehlen einer einführenden und/oder zusammenfassenden „Klammer“ in Form eines Vor- und/oder Nachwortes, der Verzicht auf die systematische(re) Auswertung der Fragebogenaktion im Rahmen der Ausstellung „Niemals vergessen!“ oder den Umstand, daß das Buch die Ankündigung im Klappentext, „drei Untersuchungen zur Typologie und Mentalitätsgeschichte“ zu liefern – zumindest was die Mentalitätsgeschichte betrifft – nicht einlöst.

Dennoch: Neben dem bereits Erwähnten weist das überaus gut illustrierte Buch auf den reichen historischen Fundus von öffentlich zugänglicher Geschichte und alltäglichem Material hin, dessen Analyse sich allemal lohnt.

Hein: Wassermann

JOACHIM HEUSER: *Zeitungswissenschaft als Landespolitik. Martin Mohr und das Deutsche Institut für Zeitungskunde in Berlin*. Münster/Hamburg: Lit-Verlag 1994 (= Reihe: Kommunikation: Lehre und Forschung, Bd. 6).

Dem Buch liegt die Dissertation Joachim Heusers zugrunde, die 1991 an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster angenommen wurde. Sie wurde durch das Seminar „Zeitungswissenschaftler im Dritten Reich“ bei Arnulf Kutsch angeregt. Aus diesem Seminar liegen neben dem gleichnamigen Sammelband von

Arnulf Kutsch inzwischen Dissertationen von Bettina Maoro (*Zeitungswissenschaft in Westfalen*), Alfred Große (*Zeitungswissenschaft in Freiburg/Br.*) und Peter Szyska (*Zeitungswissenschaft in Nürnberg*) im Druck vor.

Heusers Arbeit ist durchaus mit den anderen vergleichbar: Er spürt der Institutionalisierung der deutschen Zeitungswissenschaft an einem Beispiel bis ins Detail heuristisch nach und schließt damit eine wichtige Lücke in der Disziplinsgeschichte. Wie seine Vorgänger konzentriert sich Heuser dabei vor allem auf die soziale Identität der Wissenschaft und deutet die kognitive und historische Identität nur an. Dies ist aber wohl für Martin Mohr, der vor allem Organisator der Institutionalisierung der Disziplin und weniger Wissenschaftler war, berechtigt. Mit Heusers Arbeit liegt erstmals eine Dissertation zur Geschichte eines der großen zeitungskundlichen Institute (Berlin, Leipzig, München) vor, die für die Institutionalisierung und Entwicklung des Faches bis 1945 zentrale Rollen spielten.

Die Berliner Zeitungswissenschaft assoziiert man weitgehend mit dem Namen Emil Dovifat; hingegen geriet sein Vorgänger als Institutsleiter, Martin Mohr, vielfach in Vergessenheit. Zu Unrecht, wie Heuser nachweist. Er legt Wert darauf, daß seine Arbeit dennoch nicht „gegen“ Dovifat geschrieben ist, aber einen Beitrag zu dessen Entmythologisierung leisten soll, indem sie nach Gründungsbedingungen und Leistungen Mohrs fragt, die die Arbeit des Berliner Institutes bis weit in die Ära Dovifat hinein prägen und in der späteren Wahrnehmung vom Mythos Dovifat überlagert wurden. Diese Entmythologisierung ist dem Autor zweifellos gelungen.

Martin Mohr (1867-1927) ging nach akademischer Ausbildung und Promotion in die Pressepraxis, wo er bald an leitenden Positionen tätig war, er bekleidete auch hohe Funktionen im *Reichsverband der Deutschen Presse* (RDP), den er 1910 mitgegründet hatte. Die Sozialisation eines späteren Zeitungswissenschaftlers in der Pressepraxis und Verbandspolitik war für einen frühen Fachvertreter eher typisch. 1914 gab Mohr seine vielversprechende journalistische Laufbahn zugunsten seiner noch keinesfalls abgesicherten zeitungskundlichen Ambitionen auf, fand 1915 Anstellung beim Verlegerverband.

So kamen Mohrs Anregungen zur hochschulgebundenen journalistischen Vorbildung von Journalisten auch aus der Pressepraxis und Verbandspolitik und nicht aus der Wissenschaft.

1916 wurde Mohr zum Leiter der Presseabteilung des Generalgouvernements (GG) Warschau einberufen, wo er neben seiner eigentlichen Arbeit ein zeitungskundliches Institut der Presseabteilung konzipierte. Damit erhellt Heuser ein bisher unbekanntes Kapitel der Frühgeschichte der deutschen Zeitungskunde: Ihre institutionellen Anfänge im GG Warschau. Er stellt die für ein „Zentralinstitut für die deutsche Presse“ erarbeiteten Konzeptionen (die größtenteils später für Mohrs Berliner Gründung übernommen wurden und bis in die Ära Dovifat hinein prägend waren) und die bewilligten Gelder dar. Das Konzept umfaßte Zeitungssammlung,

Facharchiv, Auskunftsstelle, Lehre, berufliche Weiterbildung, Forschung und Herausgabe von Sammlungen und Nachschlagewerken gleichmaßen.

Bei Heuser bleiben aber viele Fragen in diesem Zusammenhang ungestellt: Warum entwickelte Mohr gerade in der Verwaltung des GG ein Projekt, das bis Kriegsbeginn in Deutschland nicht so recht gelingen wollte? Warum waren so viele spätere Zeitungswissenschaftler (neben Mohr auch Erich Everth, Friedrich Bertkar und der für die Zeitungswissenschaft wichtige Bibliothekar Hans Jessen) in der Presseabteilung des GG tätig? Oder sollte man umgekehrt fragen: Warum wurden viele der hier Tätigen später Zeitungswissenschaftler? Eignete sich okkupiertes Gebiet als Experimentierfeld? Wie sollte das konzipierte Institut in das GG Warschau hineinwirken? Oder ist es vorstellbar, daß gerade das GG ein Hort der reinen Wissenschaft hätte werden sollen? Die Beantwortung solcher Fragen wäre aufgrund der Quellenlage natürlich schwierig, zumal der Autor vor Jahren recherchierte und Warschauer Quellen nicht einsah. Aber auch Fragen können andere wissenschaftliche Projekte anregen.

Im Nachhinein aber - und das stellte Heuser dar - hat der Weltkrieg Mohrs Projekten mehr geschadet als genutzt. Zwar schuf der Aspekt der „geistigen Aufrüstung“ nach dem verlorenen Krieg ein Klima, das Befürwortern einer Institutionalisierung der Zeitungskunde Auftrieb verschaffte, aber erstens waren Mohrs Sammlungen und Bestände beim Rückzug aus Warschau zurückgelassen worden und für Mohr damit verloren und zweitens waren ihm andere zugekommen: In Leipzig Karl Bücher und in Berlin schließlich Otto Jöhlinger.

Heuser gelingt es darzustellen, daß Jöhlinger keinesfalls, wie wohl oft oberflächlich angenommen, nur Vorgänger von Mohr war: Er war sein Konkurrent. Der Assistent am Seminar für Orientalische Sprachen und gleichfalls Pressepraktiker hatte sich nach einem neuen Wirkungsfeld umgesehen. Sein 1919 gegründetes „Seminar für Zeitungskunde und Zeitungspraxis“ war ein Universitäts-Rand-Institut, das nicht wie von Mohr konzipiert, von Journalisten- und Verlegerverband mitgetragen wurde. Ihm lag ein weniger umfassendes Konzept zugrunde als das Mohrsche: Konzentration auf Wissensvermittlung über die Presse an Studenten der Rechts- und Staatswissenschaft und Konzentration der Forschung auf wirtschaftliche Aspekte. Heuser weist gleichfalls detailliert nach, daß Mohrs endlich erfolgte Berufung 1924 keinesfalls eine Folge des plötzlichen Todes Jöhlingers war. Vielmehr stand mit der in der Folge des verlorenen Weltkrieges und der Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit erfolgten Reform des Orientalischen Seminars Jöhlingers Seminar generell infrage; und sowohl der RDP als auch die Berliner Universität hatten für einen zeitungskundlichen Lehrauftrag an der Philosophischen Fakultät bereits vor Jöhlingers Tod Mohr den Vorzug gegeben. Lehrauftrag und das damit in Verbindung stehende *Deutsche Institut für Zeitungskunde* waren nur zeitlich, nicht inhaltlich Nachfolgeeinrichtungen des Jöhlinger-Seminars.

Heuser beschreibt ausführlich Arbeitsweise und Trägergesellschaft des Institutes sowie die Arbeiten der

ersten Mitarbeiter Emil Dovifat, Friedrich Bertkau, Hans Traub, Karl Bömer und Hans A. Münster. Dabei ist besonders interessant zu erfahren, daß sich das Verhältnis zwischen Mohr und Dovifat keinesfalls konfliktfrei gestaltete. Heuser gelingt es zwar nicht, diese Konflikte bis ins letzte aufzuklären, es wäre jedoch verfehlt, dies von seiner Arbeit erwarten zu wollen. Dieser Konflikt reiht sich vielmehr in Auseinandersetzungen zwischen Mohr einerseits und Walther Heide und Karl d'Estor andererseits (die schon damals um Vorherrschaft in der neuen Disziplin strebten) im Vorfeld der PRESSA ein und wäre wohl im Rahmen einer noch ausstehenden Heide-Biographie und/oder DZV-Vorgeschichte aufzuhehlen.

Definitiv sind aber Heusers Vermutungen um Dovifats Bewerbung um die Leipziger Stelle 1926 (S. 236f.), in denen Heuser dem Dovifat-Biographen Klaus-Ulrich Benedikt folgt, nicht zutreffend: Die Archivalien im Sächsischen Hauptlandesarchiv Dresden weisen vielmehr aus, daß Karl Bücher weder Dovifats Bewerbung unterstützte, noch ihm Kenntnis von etwaigen Entwicklungen gab. Es liegt näher, daß Dovifat seine Kenntnisse um die Leipziger Entwicklung vom RDP hatte, der sich für seine Berufung aussprach.

Am Beispiel des *Deutschen Institutes für Zeitungskunde* beschreibt Heuser die frühe Konstituierung der Zeitungskunde als Journalisten- und Verlegergeburt („Standespolitik“), die massive Einflußnahme außeruniversitärer Kräfte von der Finanzierung bis zur Personalpolitik und die tiefe Skepsis der Berliner Universität gegenüber diesem „Fremdkörper“ - einen Umstand, der für die Weimarer Disziplinergeschichte typisch, wenn wohl auch nirgendwo so ausgeprägt wie im seinerzeit größten Institut der Zunft in Berlin war.

Nicht zustimmen hingegen kann ich Heusers Charakteristik Martin Mohrs als des vielleicht einzigen Zeitungswissenschaftlers seiner Zeit, der „den rein (fach)politisch motivierten Bestrebungen Walther Heides hätte entgegenwirken können.“ (S. 241) Dies bezieht sich wohl allein auf Mohrs politische Beziehungen zu Berufsverbänden und Staat und seine daraus resultierenden organisatorischen Fähigkeiten. Aber war nicht Mohr ebensowenig wie Heide ein Wissenschaftler? Und das Dilemma der Weimarer Zeitungswissenschaft bestand doch vor allem im Fehlen eines tragenden theoretischen Unterbaus und in mangelnden Kommunikationsbeziehungen zu anderen Disziplinen der Philosophischen Fakultät. Unter diesem Gesichtspunkt fielen mir als Alternativen zu Heide eher Erich Everth oder Karl Jäger ein. Mohr allein hätte Ende der 20er Jahre - was bei Heuser wohl intendiert ist - Heide fachpolitisch in die Schranken weisen können. Doch das hätte das Problem der Fachgeschichte der Weimarer Zeit m.E. nicht gelöst.

Es sei Mohr zugestanden, daß seine Bemühungen in Berlin eine materiell-empirische Basis für die neue Disziplin hätten schaffen können und wohl in Ansätzen schufen. Das zeichnet ihn gegenüber den rein machtpolitischen Spielchen Walther Heides zweifellos aus, ersetzt aber nicht eine theoretische Basis, deren Fehlen ja die rasche Faschisierung des Faches begünstigte.

Fachgeschichtlich interessant sind Heusers Darstellungen um die Findung eines Nachfolgers für den 1927 verstorbenen Martin Mohr. Auch hier setzten sich die Vertreter der Berufsverbände und des Preußischen Kultusministeriums mit dem Vorschlag Emil Dovifat gegen die Fakultät durch. Diese hatte ihm ausdrücklich wegen fehlender wissenschaftlicher Qualifikation abgelehnt und seine Schrift *Der amerikanische Journalismus* nicht - wie später behauptet - als Habilitationsschrift anerkannt. Die in den Jahren nach Mohrs Tod vom DIZ herausgegebenen Handbücher und Nachschlagewerke werden heute weitgehend dem Werk Emil Dovifats zugeschrieben, obwohl sie - wie Heuser nachweist - in der Ära Mohr konzipiert und begonnen wurden. Martin Mohr hat ihre Fertigstellung nicht mehr erlebt.

Der Abschnitt *Existenzbedingungen des Instituts im Dritten Reich* ist zurecht mit „eine Skizze“ überschrieben, macht aber mit weitgehend unbekanntem Akten bekannt.

Ein ausführlicher Dokumentenanhang (Lehrveranstaltungen zur Zeitungskunde/Zeitungswissenschaft in Berlin, Zeitungskundliche Dissertationen in Berlin 1900 - 1944, Mitteilungen und Schriftenreihen des DIZ sowie Auswahlbibliographien Berliner Zeitungskundler/Zeitungswissenschaftler) erhöht den Informationswert der Arbeit. Auf eine Berliner Dissertation sei jedoch hingewiesen, die sich im Verzeichnis nicht findet: Joachim Besser, *Die Presse der Freimaurerei im 19. Jahrhundert*, Berlin Phil. diss. vom 16.5.1941 (U44.1024).

Auch wenn die Parteiamtliche Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums diese Dissertation nicht zum Druck freigab und sie vermutlich heute verschollen ist, sollte sie in einer Dokumentation nicht vergessen werden.

Hervorzuheben ist die breite Quellenbasis, auf der die Arbeit fußt, darunter der Nachlaß Martin Mohr im Zentralen Staatsarchiv Potsdam (heute: Bundesarchiv, Abteilungen Potsdam), Akten im Archiv der Humboldt-Universität zu Berlin und zahlreichen anderen Universitätsarchiven, Personalunterlagen im Berlin Document Center sowie weitere Archivalien.

Ute Ehrlich

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

Sensationen des Alltags

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

SENSATIONEN DES ALLTAGS

MEISTERWERKE
DES ÖSTERREICHISCHEN
JOURNALISMUS

FRIEDRICH AUSTERLITZ · THEODOR HERZL
EGON ERWIN KISCH · KARL KRAUS · ANTON KUH
ALFRED POLGAR · JOSEPH ROTH · U.A.

Ueberreuter

Die Anthologie „Sensationen des Alltags“ setzt genau dort ein, wo Egon Erwin Kisch aufhört. Dabei hat sich der Herausgeber auf Österreich beschränkt, um von der Fülle der Publizistik mehr als nur eine vordergründige Blütenlese geben zu können. Zugleich - und das demonstriert der Band eindrucksvoll - bewegen wir uns damit in einer intellektuellen und sozialen Landschaft, der der Journalismus von heute mehr Kreationen, Innovationen und Meisterwerke im Sinne von Egon Erwin Kisch verdankt als irgendetwas in einem anderen Gebiet deutscher Sprache.

Wolfgang R. Langenbucher (Hrsg.)

Sensationen des Alltags

432 Seiten, Leinen

öS 498,-

UEBERREUTER 

„Ich war nie wirklich betrunken unterwegs.“



Jeder Schluck mehr verringert die Reaktionsfähigkeit und verleitet zu Fehleinschätzungen. Was einem nach einem bunten Abend noch gar nicht problematisch erscheint, kann schon längst zuviel sein. In Fällen, wo es um die entscheidenden Sekunden geht, hat das fatale Folgen.

SLOW DOWN

**DENK
U N D
LENK**